Gottfried Keller

und

Friedrich Theodor Vischer

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät I. Sektion

der Ludwig-Maximilians-Universität

zu München

vorgelegt von

Alfred Ibach

aus Saarbrücken.

Universitätsverlag von Robert Noske in Borna-Leipzig

1927

Referent: Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Franz Muncker

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Juli 1925

Vater und Mutter
in Dankbarkeit

Inhaltsverzeichnis.

Literaturverzeichnis.

Gottfried Keller, Gesammelte Werke. Hrsg. von C. Enders. 6 Bde. Leipzig 1921. (zit.: KW.)

— Der grüne Heinrich. Studienausgabe der ersten Fassung, hrsg. von Emil Ermatinger. Stuttgart 1914. (zit.: EF.)

— Nachgelassene Schriften. Berlin 1891.

Jakob Baechthold, G. Kellers Leben und Briefe. Berlin 1894. (zit.: Bae.)

Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Bd. 1. 6. u. 7. Aufl. Stuttgart 1924. Bd. 2 u. 3. 5. u. 6. Aufl. Stuttgart 1925. (zit.: BE.)

Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer. Briefwechsel Deutsche Dichtung. Bd. 9 u. 10. 1890/91. (zit.: DD.)

Friedr. Theod. Vischer, Dichterische Werke. 5 Bde. Leipzig 1917. (zit.: VW.)

— Kritische Gänge. 6 Bde. Hrsg. von Robert Vischer. 2. verm. Aufl. München 1922. (zit.: KrG.)

— Ästhetik. 2. Aufl. Hrsg. von Robert Vischer.

— Das Schöne und die Kunst. Vorträge. Stuttgart 1907.

Adolf Frey, Erinnerungen an G. Keller. Leipzig 1893.

C. F. Meyer, Erinnerungen an G. Keller. Deutsche Dichtung Bd. 9.

Emil Ermatinger, Keller und Cotta. Neue Briefe. Der Greif. 1913.

Max Kalbeck, Briefwechsel zwischen Heyse und Keller. 1918.

Albert Köster, Briefwechsel zwischen Storm und Keller. 1904.

Max Widmann, Briefwechsel zwischen G. Keller und J. V. Widmann. 1922.

Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen. Stuttgart 1889.

Julius Ernst v. Günthert, Friedr. Theod. Vischer. Stuttgart 1889.

O. Keindl, Friedr. Theod. Vischer. Prag 1907.

Johannes Volkelt, Die Lebensanschauung Vischers (zwischen Dichtung und Philosophie). München 1907.

Hugo Falkenheim, F. Th. Vischer. Vortrag. Handschr. Göttingen 1908.

— Das Lebenswerk Vischers. (Allgemeine Zeitung Nr. 123, Beilage.) 1907.

Richard Weltrich, Friedrich Vischer als Poet. Nord und Süd. 1883.

— F. Th. Vischer. Allg. Deutsche Biographie.

Harry Kürbs, Studien zur Pfahldorfgeschichte. Diss. München 1914.

H. H. Zißeler, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des „Auch Einer". Diss. Rostock 1913.

Hans Trog, F. Th. Vischer und G. Keller. Züricher Taschenbuch 1908/09. N. F. 31, 32.

A. Schaer, Briefe Emil Kuh's an Gottfried Keller. Ebendort 1904/05. N. F. 27, 28.

Theodor Klaiber, Gottfried Keller und die Schwaben. 1919.

Dünnebier, Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. Diss. 1913.

F. Feilbogen, Studien zu „Auch Einer". Zürich 1916.

F. Mauthner, Von Keller zu Zola. Berlin 1883.

J. G. Oswald, F. Th. Vischer in seiner Züricher Zeit. Neue Zürcher Ztg. vom 30. Juni 1907.

Vorbemerkungen.

Für die vorliegende Arbeit bedeutungsvoll waren nicht so sehr die Studien, die über das Verhältnis von Vischer und Keller vorlagen, als diejenigen, die eigentlich von Vischer allein ausgingen, nämlich die von Johannes Volkelt, Richard Weltrich und Hugo Falkenheim.

Von den hier zitierten Briefen sind sämtliche zwischen Vischer und Heyse gewechselten, sowie einige Vischers an Keller und die Cottasche Buchhandlung bisher unveröffentlicht. Mein Dank gilt hier vor allem Herrn Geh. Rat Robert Vischer (Wien), der mir die auf Keller bezüglichen Stellen in den Briefen Heyses an Vischer gütigst mitteilte, und Herrn Dr. Erich Petzet (München), der mir die Einsichtnahme und Veröffentlichung der Briefe Vischers an Heyse freundlicherweise gestattete. Von der Zentralbibliothek in Zürich erhielt ich Reproduktionen sämtlicher vorhandenen Schreiben Vischers an Keller, von denen besonders einige noch unbekannte Billette von Interesse waren. Endlich stellte mir die Cottasche Buchhandlung Nachf. in liebenswürdiger Weise zur Verfügung, was in den Briefen Vischers an Cotta dem Verhältnis zu Keller galt. Von diesen Stellen ist die S. 26 erwähnte hier zum ersten Male wiedergegeben.

Auch hier wieder läßt mich dankbare Verehrung des unlängst verstorbenen Herrn Geh. Rat Muncker (München) gedenken, unter dessen wohlwollender Aufsicht die Dissertation entstand.

Aufs herzlichste danke ich Herrn Dr. Hugo Falkenheim (München) für die vielen persönlichen Anregungen und die stete Förderung, die meine Arbeit durch ihn erhielt.

Alfred Ibach.

Einleitung.

Gottfried Keller schreibt am 11. Dezember 1849 an Johanna Kapp: „Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das sehe ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt, ich erwerbe mir neue Freunde, welche mir so lieb werden wie die früheren. Diese ihrerseits tun das Gleiche und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannigfachen Charakteren, welche von einander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial, und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren, jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen, es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben hindurch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben, aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht[1])."

Diese Zeilen sind für Kellers ganzes Leben wahr geblieben. Er ist dem Jugendfreund Johann Salomon Hegi immer treu gewesen und hat ihn noch in spätem Alter aufmerksam unterstützt; aber wie anders als mit den letzten Worten ist es zu erklären, daß er zuletzt Storms Briefe nicht mehr beantwortet und daß Heyse vergeblich mahnen muß „Verstumme uns nicht ganz"?

Die ideale Freundschaft bleibt Jugendepisode für Keller, und selbst damals schon mußte er Johann Müller den Vorbehalt machen[2]) „er würde einen Freund als das höchste Gut der Erde betrachten, wenn sich nämlich

---

[1]) BE. Bd. 2 S. 215 f.
[2]) BE. Bd. 2 S. 7.

nicht noch ein Pendant vom anderen Geschlecht daneben schliche". Der Erfüllung oder Nichterfüllung dieses „innersten heißen Hungers des Herzens" sei hier erst gar nicht nachgefragt: es handelt sich nicht um Keller allein, wir wollen aus dem Zusammenweben „von guten und mannigfachen Charakteren" ein Verhältnis herauslösen: „Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer".

Indem wir unsere Absicht derart äußern, haben wir dieses Verhältnis schon kurz gekennzeichnet, wie eben alle so verstandenen Freundschaften mit den Worten Kellers umrissen sind. Stellen wir noch voran, daß dieser sich hier vorwiegend als „Empfänger vielfacher reicher Geistesgaben" fühlt.

Auch Vischers Leben bestätigt Kellers oben geschilderte Ansicht von Freundschaft, denn es ist ein unaufhörlicher Dienst am Ganzen gewesen, ein gemeinsames Arbeiten mit den vielen „Zimmerleuten des oberen Stockwerks". Eigentlich sollte trotz Keller zwischen den beiden nicht von „empfangen und geben" die Rede sein: denn die Empfangenden sind schließlich doch immer wir, d. h. die eben jetzt das Lebenswerk dieser Männer nochmals Erlebenden.

I. Persönlicher Verkehr.

Bekanntschaft vor dem Zusammentreffen.

Vischer und Keller waren sich nicht unbekannt, als ihr persönlicher Verkehr einsetzte. Keller mußte schon als Mitarbeiter an einer führenden Zeitschrift wie den „Blättern für literarische Unterhaltung" Vischers Namen kennen. Seine Vertrautheit mit dessen Schriften ist schon in der Heidelberger Zeit belegt. Es ist auch wohl anzunehmen, daß er die „Kritischen Gänge" von 1844, die auf C. F. Meyer so großen Einfluß hatten, kannte. Aber nicht wie dieser wird er durch sie eine Wandlung erfahren haben, denn was Meyer aus ihnen lernte, der Realismus: der lag in Keller. In der ersten Fassung des Romans heißt es vom „Grünen Heinrich" [3]: „Und schon früh hatte er ohne theoretische Einpflanzung unbewußt die glückliche Gabe, das wahre Schöne von dem bloß Malerischen, das vielen ihr Leben lang im Sinn steckt, trennen zu können. Diese Freude bestand in einem treuen Gedächtnis für Leben und Bedeutung der Dinge." Keller brauchte also nicht eine kunsttheoretische Stütze, sondern jene systematische Festigung seiner Weltanschauung, die ihm Feuerbach gab.

Die ersten Erwähnungen Vischers in Kellers Briefen sind allerdings durch das Interesse der Empfänger hervorgerufen. An Freiligrath schreibt

---

[3]) EF. Bd. 1 S. 38.

er in dem letzten Briefe aus Heidelberg vom 4. April 1850[4]): „Ich will deine zweifüßigen Verse nicht mit dem kritischen Auge des Herrn V.-Vischer zu Tübingen, sondern mit der eingenommenen Vorliebe eines alten Herrn Vetters betrachten und bewundern." Hettner meldet er im gleichen Jahre aus Berlin, daß er Stahrs Aufsatz über Hettners und Vischers Werke gelesen und sich geärgert habe, „daß Brockhaus die Arbeit in die Hinterkammer der Blätter für literarische Unterhaltung rangierte" [5]). Ihm teilt er dann auch 5½ Jahre später seine Freude über die bevorstehende Bekanntschaft mit. Aus dieser Äußerung vom 18. Mai 1855 erkennt man, welchen Anteil er schon damals an Vischer nahm[6]). „Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach Zürich kommt und zwar mit starkem Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre!"

Vischer wird zum mindesten den Lyriker Keller schon gekannt haben. Das ist, wenn wir auch kein Zeugnis dafür haben, so gut wie sicher. Hatten doch Schweglers in Tübingen herausgegebene „Jahrbücher der Gegenwart" Kellers frühe Veröffentlichungen im „Deutschen Taschenbuch" und bei Winter in Heidelberg sogleich ausführlich und mit vielen Proben angezeigt. Zu beiden Jahrgängen, in denen das geschah, 1845 und 1846, hat auch Vischer wie gewöhnlich literarische, kunstgeschichtliche und andere Aufsätze beigesteuert. Es werden ihm also Kellers Gedichte kaum entgangen sein. Keller hat seinerseits diese Aufsätze Vischers in Schutz genommen, als sie aus den „Jahrbüchern" als neue „Kritische Gänge" herausgelöst werden sollten, und dies durch die Hartnäckigkeit des Tübinger Verlegers nicht zustande kam. Er bedauerte es Hettner gegenüber Anfang 1869, daß so „jene hübschen Arbeiten bis auf weiteres liegen bleiben mußten" [7]).

Vischer konnte auch durch Cottas „Morgenblatt für die gebildeten Stände" [8]) auf Kellers lyrische Anfänge hingewiesen werden durch die Besprechung der Sammlungen und vor allem dadurch, daß es als erste deutsche Zeitschrift im Juni 1845 acht Liebeslieder Kellers veröffentlichte. Vischer wird also seine Bekanntschaft sehr früh gemacht haben. Auf die „Neueren Gedichte" und den „Grünen Heinrich" möchten wir allerdings unsere Vermutung nicht ausdehnen, aber nur aus dem Grunde, weil inzwischen diese naheliegenden Zeitschriften weggefallen waren. Die „Jahrbücher" waren eingegangen, und das „Morgenblatt" schwieg von nun an.

---

[4]) BE. Bd. 2 S. 218.
[5]) BE. Bd. 2 S. 244.
[6]) BE. Bd. 2 S. 366 ff.
[7]) BE. Bd. 2 S. 793 f.
[8]) Vgl. Olbrich, Kellers Aufnahme in Deutschland, Diss. München 1920.

Erster Verkehr.

Als Gottfried Keller Mitte Dezember 1855 aus Berlin zurückkehrte, hatte Vischer seine Zuricher Professur, für die auch Keller einmal in Aussicht genommen war, bereits angetreten, und die beiden lernten sich sehr bald kennen. Anfang 1856 ist ihr Verkehr schon voll im Gange. Hettner hatte seinem Freund im Januar Exemplare seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ zur Weiterverteilung gesandt, und dieser schreibt ihm am 6. Februar[9]: „Die Exemplare an Köchly und Vischer habe ich sofort abgegeben, aber noch keinen der Herren darüber gesprochen. Vischer werde ich heute abend sehen.“ In der Fortsetzung dieses Briefes am 21. Februar[10]) ist er dann ganz mit Vischers akademischen Angelegenheiten beschäftigt, bedauert auch, daß er sich zu der „doktrinären und zünftigen Professorenpartei gestellt habe“ und erzählt über ihren jungen Verkehr: „Ich komme nur alle acht Tage mit Vischer zusammen in einem kleinen Wirtshausklübchen: Er ist ein sehr liebenswürdiger und frischer Mensch als Person, hat sich aber wie gesagt ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen.“ Später kann er Hettner Näheres berichten, besonders von Vischers Familienverhältnissen[11]), an denen er innig Anteil nahm. Wie er Vischers Ehescheidung darstellt, das zeigt gleichzeitig, wie vertraut er schon mit dessen Wesen war, verständnisvoll schließt er: „Er scheint auch sehr gekränkt und verbittert zu sein und man darf ihn durchaus nicht zu jenen ästhetischen Sündern zählen, die aus eigener Haltlosigkeit und Gehaltlosigkeit unglückliche Ehen produzieren und dabei munter und guter Dinge sind.“

Der Wesendonckſche Kreis, die Gesellschaften bei dem Regierungsrat Sulzer, ferner Veranstaltungen durchreisender Größen, wie der „Ferschtin“ Wittgenstein und Liszts oder der Fanny Lewald, bei welch letzterer Keller von Vischer besonders hervorhebt, daß er ihr „freimütig gestanden, noch nichts von ihr gelesen zu haben!“ das waren die Gelegenheiten, die Vischer und Keller zusammenführten. Zuweilen mußte jener auch Keller mit hergereisten Verehrern bekannt machen, so z. B. mit dem gastierenden Schauspielerpaar Ludwig und Zerline Gabillon vom Burgtheater, die „für die Leute von Seldwyla schwärmten“, wie uns ein unveröffentlichtes Briefchen Kellers an Vischer berichtet. Diese Bekanntschaft nahm aber ein unglückliches Ende, wie Helene Bettelheim-Gabillon erzählt[12]). Man lud Keller, um ihn recht zu feiern, in das Hotel Bauer zu einem „solennen Souper“, obwohl Vischer „dringend davon abriet und meinte, das werde

---

[9]) BE. Bd. 2 S. 394.
[10]) BE. Bd. 2 S. 396 f.
[11]) BE. Bd. 2 S. 426.
[12]) Helene Bettelsheim-Gabillon, Ludwig Gabillon, Wien 1900, S. 128 f.

nur eine Enttäuschung für ihn geben". Keller kam — „aber verdrießlicher denn je, brummte jeden an, wenn er es nicht vorzog zu schweigen". Nach einigen „künstlerischen Darbietungen" gefragt, ob ihm das nicht gefalle, schrie er wütend: „So dumme Spaß kann ich amal nicht leiden!" und rannte davon — in seine Stammkneipe! — Nach der Stille der ersten Verblüffung rief Vischer mit gemütlichem Lachen: „Nun Gabillon was hab ich Ihne g'sagt?" Zu solchen Gelegenheiten trat dann der gemeinsame rege Verkehr im Hause des Musikdirektors Heim, dessen Frau Emilie von Vischer später seine „altbewährte Freundin und liebenswürdiges Beichtmütterli" genannt wurde [13]); nach seinem Abschied von Zürich dachte sich Vischer in der Erinnerung Keller „gar gerne dort sitzen und vorlesen", auch trug er ihr in Briefen gelegentlich Mitteilungen für Keller auf.

Der beliebteste Ort für ihre Zusammenkünfte, bei denen auch die übrigen gelehrten Berühmtheiten teilnahmen, war das Wirtshaus. „Mit Vischer, Burckhardt, Hitzig", heißt es 1857 bei Keller [14]), „trinke ich zuweilen des Abends ein Schöppchen, wozu manchmal noch Semper kommt."

Aus eigener Anschauung schildert Robert Vischer diesen Verkehr seines Vaters mit Gottfried Keller [15]):

„Auch bei Maler Koller, Musikdirektor Heim, Professor Breslau traf mein Vater Keller zuweilen, noch häufiger jedoch im Kaffee Saffran und im Gambrinus. In der alten gemütlichen Stube des letzteren erscheint meinem inneren Blick noch ganz leibhaftig Gottfried Kellers edles Antlitz mit seinen hochgeschwungenen ahnungsvollen Brauen. Da saß er mit meinem Vater in der hinteren Ecke, anfangs, wie meist auch sonst, wortkarg in geheimer Bewegung vor sich hinsinnend. Erst spät griff er mehr in die Unterhaltung ein. Sein Mienenspiel neigte damals noch nicht so sehr wie in den letzten Jahren zu mürrischem Ausdruck und sein Gang war noch frisch und ungehemmt. Wohl gab die schlichte Würde seiner Erscheinung ein festes Grundgefühl der Mannesherbheit, der geschlossenen Kraft und Tiefe seines Wesens, aber gar oft sah ich in den träumerischen Augen den Schalk aufleuchten und um den kleinen Mund ein reizend-schelmisches Lächeln schweben.

Er verstand sich mit meinem Vater stets vortrefflich. In Manchem ähnlich denkend und empfindend, stimmten die beiden aufs beste zusammen, und ich erinnere mich keines einzigen Mißtons in diesem Verkehr, dessen verweilendes Behagen auf dem sicheren Boden gegenseitiger Achtung ruhte."

---

13) DD. Bd. 9 S. 232.
14) BE. Bd. 2 S. 460.
15) DD. Bd. 9 S. 181.

Gemeinsame Wesenszüge.

Um das „Manche“, in dem die beiden ähnlich dachten und empfanden, näher zu schildern, müssen wir uns immer wieder auf Keller berufen, denn abgesehen davon, daß uns überhaupt wenig Briefe Vischers zur Hand sind, so erlaubten auch die vielfachen, hilfesuchenden Empfänger dem „Haupt-Manuskripten-Adressaten der deutschen Nation“ nicht den Egoismus, von sich selbst zu reden. Allerdings pflegten sie selbst auch nicht von Vischer zu reden. Keller fühlte dies einseitige Verhältnis, als er selbst Rat brauchte, und schrieb einmal schuldbewußt [16]): „Bei diesem Briefe werden Sie nicht aus der Gewohnheit kommen, die Leute immer von sich an Sie schreiben zu sehen.“

Umso ausgiebiger hat Keller von seinem neuen Verkehr erzählt. Und was ihm bei Vischer zuerst „eingeleuchtet“ hat, das scheint dessen vollkommen freies, unkonventionelles Auftreten gewesen zu sein. Dafür ist ja die oben angeführte Episode mit Fanny Lewald bezeichnend. Eine ähnliche Geschichte, die ebenfalls Vischers Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe in allen literarischen Dingen zeigt, berichtet Keller an Hettner, mit dem er über die Literaturpolemik in Deutschland spricht [17]): „Vischer hat eine bezeichnende Anekdote: bei dem Gutzkow-Julian Schmidtschen Zank habe Auerbach zu ihm gesagt, ob er denn nicht merke, daß Gutzkow absichtlich mit den „Grenzboten“ Händel angefangen, damit die zu erwartende üble Kritik der demnächst erscheinenden „Ritter vom Geiste“ eine abstumpfende Erklärung fände und das Publikum sagen könne: Ja, das war zu erwarten nach dem Skandal! Worauf Vischer antwortete: „Gut! dann seid ihr aber, die ihr dergleichen Kniffe begeht, und ihr, die ihr sie versteht und herausschnüffelt, alle zusammen die gleichen Schweinhunde!“ Keller hat ja ebenso stark auf Unwahrhaftigkeit aller Art reagiert. Auch C. F. Meyer hat diese Strenge sofort herausgefühlt [18]). Er erzählt, daß ihm „das ethische Gewicht“ von Kellers Charakter schon beim ersten Zusammensein auffiel. „Es kam da die Rede auf eine Persönlichkeit, von der er sagte ‚Es ist ein notorischer Lügner‘, und er sprach das mit solchem Nachdruck, ernst wie ein Gerichtshof, daß man sich unwillkürlich selbst prüfte.“

Was Keller an dem geschilderten Verhalten Vischers anzog, war also gewiß mehr als die gemeinsame Neigung der Süddeutschen zu drastischer Reaktion; aber er liebte auch an Vischer gerade „süddeutsches Wesen“, das Festhalten an dem heimatlichen Tonfall der Sprache und der volkstümlichen Redewendung. Er hatte seine sichtliche Freude an diesen

---

16) BE. Bd. 3 S. 45.
17) BE. Bd. 2 S. 460.
18) DD. Bd. 9 S. 23.

äußeren Zeichen der Kernhaftigkeit, an denen er auch selbst festhielt. Lina Duncker erzählt er Anfang 1857[19]): „So hält Vischer sehr hübsche Vorträge über Shakespeare, die Sachsen und Preußen mokieren sich aber über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird. Neulich, als er aus einem Vortrag kam, sagte er ‚Des soll nun des richtige Deitsch sein, wenn so a Kerle sagt statt verloren vochlochen und statt Liebe Lühbe!' Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es straks den Nördlichen." Noch Jahrzehnte später bewegte Keller Lieblingswendungen Vischers in seiner Erinnerung und meinte, als 1885 Heyses Tochter sich mit einem Hauptmann vermählte[20]): „Es ist schön, daß das brave Ex-Fräulein es mit dem alten Freund Vischer hält, der zu sagen pflegte, er trinke abends sein Bier gern mit dem einen oder anderen Hauptmann oder verständigen Major, weil er ‚als e bißle Eisen beim Bier gern in der Nähe hab', nämlich die klirrenden Schleppsäbel an der Wand."

Für Keller war dieser neue Umgang nach den Berliner Jahren eine Erholung und er wünschte auch Ludmilla Assing[21]), es möge in das „ästhetisierende, nachgerade doch ein wenig verschliffene Berlin" einmal ein Mann wie Vischer kommen, der dort „mit seiner einfachen, frischen und handfesten Natur eine ganz wohltätige Erscheinung abgäbe".

Daß auch Vischer die neue Bekanntschaft als einen Gewinn betrachtete und von Keller einen ganz ähnlichen Eindruck hatte wie dieser von ihm, das geht aus den wenigen, aber im Zusammenhang so gewichtigen Worten hervor, mit denen er in „Mein Lebensgang" des Freundes gedenkt[22]): „Ich erfreute mich des Umgangs mit der kernhaften, echten Dichternatur Gottfried Kellers." Wohltuend berührt es, daß Vischer keines langjährigen Verkehrs mit Keller bedarf, um diesen, der in so manchen „Lebenserinnerungen" nur als knorrig, sonderbar und eingezogen erscheint, als immer „gut und herzlich" zu bezeichnen (an Heyse). Das ist wie für das Verständnis des einen, auch ein Zeichen für die Aufgeschlossenheit des anderen gegenüber dem richtig erkannten und geschätzten neuen Freund.

Schon Baechtold hat darauf hingewiesen[23]), daß beide sich in sehr wehrhafter Situation darstellten, wenn einer ein Bild des anderen geben sollte. Das scheint mir auf den Wesenszug, dessen Gemeinsamkeit den beiden sich ergeben haben muß und auch für uns am deutlichsten darliegt, hinzudeuten, auf die „monistische Einrichtung", wie Keller sagt.

---

[19]) BE. Bd. 2 S. 435.
[20]) BE. Bd. 3 S. 590.
[21]) BE. Bd. 2 S. 466.
[22]) KrG. Bd. 6 S. 495.
[23]) Bae. Bd. 3 S. 11 f.

In dem Aufsatz zum 80. Geburtstag Vischers[24]) erzählt Keller, wie auf einem Ausflug in der Nähe von Zürich die beiden auf eine wüste Rauferei gestoßen seien, bei der viele Menschen auf einen einzigen losgehauen hätten. Vischer habe kurz entschlossen den Stock fester gefaßt und durch sein tätiges Dazwischentreten Schlimmeres verhütet. „Aus diesem und manch anderem Zuge, sozusagen Facetten des Edelsteines, der den Namen Vischer trägt, erkannte ich, wie monistisch der Mann eingerichtet, gewachsen ist, wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar Eins bei ihm sind."

Diese „Monistische Einrichtung" scheint, wenn er auch bei der vorstehenden Episode sich als vorsichtig beiseite stehend schildert, bei Keller ebenfalls vorhanden zu sein. Dafür sind Erlebnisse wie die bekannte Begegnung mit Lassalle oder die eingangs erzählte mit Ludwig Gabillon Beispiele, und Vischer war mehr als einmal Zeuge. Er war z. B. zugegen, als Keller einmal „unter maßlosem Schimpfen auf einen mehreren Anwesenden befreundeten Schriftsteller eine kleine vor ihm stehende kostbare Beige japanesischen Porzellans mit der Faust zertrümmerte und völlig wütend von Baumgartner abgeführt werden mußte" [25]). Allerdings wirkt Kellers Handeln, wie es ähnlich in vielen Anekdoten dargestellt wird, unvermittelter und nicht so bewußt, wie es bei Vischer der Fall ist.

Besonders bezeichnend ist es, wenn ein solcher Vorgang sich bei beiden um ein und dieselbe Sache bewegt. Vischer soll selbst erzählt haben, wie er einst, mit Wagner in eine Gesellschaft geladen, über dessen Verhalten in Zorn geraten sei[26]): „Wagner überfloß von Beredsamkeit über alles Mögliche; gegen Ende des Essens begann er stark auf die Deutschen zu schimpfen und nannte sie eine niederträchtige Nation. Da stieg mir der Zorn zu Kopf. ‚Niederträchtig' rief ich, ‚finde ich es nur, wenn ein Deutscher im Auslande seine eigene Nation herabsetzt.' Es entstand eine verlegene Stille; ich nahm meinen Hut und ging fort."

Von Keller geht über den gleichen Gegenstand folgende Geschichte um[27]): „Einmal mußte er in der alten Tonhalle Zeuge sein, wie an einem Nachbartisch ein Deutscher sich im Beisein mehrerer Landsleute in Schimpfereien über Deutschland und seine unfreien Einrichtungen erging. „Das habe ich nun satt", bemerkte Keller zu seinem Freund, stand auf, ging geradewegs auf den Schreihals zu und apostrophierte ihm bedrohlich: „Wissen Sie, daß der ein Schuft ist, der im Ausland über seine Heimat schimpft."

---

[24]) Nachgel. Schriften S. 194 f.
[25]) BE. Bd. 1 S. 378.
[26]) Lang, Von und aus Schwaben, Heft 6 S. 181.
[27]) Vögtlin, Keller-Anekdoten S. 99.

Wie wichtig der „monistische" Zug beiden erschien, ersieht man daraus, daß sie ihn beide künstlerisch verwerteten, und zwar jeder in dem Werk, in dem er sich selbst am ausführlichsten darstellte, im „Auch Einer" und im „Grünen Heinrich". Im „Auch Einer" ist dieser Zug deutlicher als bei Keller und man braucht nur an den Anlaß zum Tod A. E.s zu denken, um gleich eine Menge ähnlicher Episoden in dem Buche gegenwärtig zu haben. Aber auch der „Grüne Heinrich" setzt gern seine Empfindungen in die Tat um. In der ersten Fassung des Romans steht eine bezeichnende Szene [28]), die infolge des Einfalls mit dem Schädel des Albertus Zwiehan nachher allerdings umgestaltet wurde. Nach dem Auszug aus der Hauptstadt, auf dem mühseligen Weg ermattet und ratlos rastend, sieht der grüne Heinrich, wie ein armes altes Weib, das Holz gelesen im Wald, von einem dicken, rohen Flurschütz mißhandelt wird. Er springt zornig auf und jagt den Rohling in die Flucht, nachdem er ihn mit seinem Wachstuchpäcklein, das die Jugendgeschichte enthielt, so heftig auf die Ohren und ins Gesicht gehauen hatte, „daß der Unhold taumelte und ihm das übermütige Blut aus Mund und Nase rann". Es ist charakteristisch, daß Vischer diese Stelle in seiner Keller-Studie hervorgehoben und „eine brave Erfindung" genannt hat. Einmal war ihnen Gelegenheit zu gemeinsamem Handeln gegeben aus der Verletzung eines Gefühls heraus, das ihnen ebenso gemeinsam war, der Schamhaftigkeit [29]). „Man rüstete sich in Zürich zum Besuch des großen Frankfurter Bundesschießens. Auch Friedrich Theodor Vischer, selber ein eifriger Schütze, zog mit. Noch rechtzeitig verlautete, daß sich den Teilnehmern ein Bordellhalter anschließen wolle. Da erhob Gottfried Keller, wohl durch Vischer unterrichtet, im Zürcher ‚Intelligenzblatt' mit Namensunterschrift seine Stimme dagegen, daß ein derartiges Individuum unter der schweizerischen Fahne zu schreiten wage. Durch sein mannhaftes Auftreten verhütete er eine unerträgliche Schamlosigkeit."

Freundschaft.

Bei der Gemeinsamkeit so vieler Wesenszüge — wir werden noch auf manche Ähnlichkeiten stoßen, die sich nicht so sehr aus dem täglichen Verkehr als aus dem künstlerischen Schaffen belegen lassen — ergibt es sich von selbst, daß die beiden sich nahe blieben, nachdem ihre persönliche Berührung begonnen hatte. Wie wertvoll der Umgang mit Keller für Vischer gewesen sein muß, werden wir auch verstehen, wenn wir gehört haben, wie sehr er diesen als Künstler hochgeschätzt hat. Gerade die Anlage seiner ausführlichen Keller-Studie [29a]) ist bezeichnend für den starken,

---

28) EF. Bd. 2 S. 400.
29) BE. Bd. 1 S. 385.
29a) KrG. Bd. 6 S. 240 ff.

persönlichen Eindruck von dem Dichter. Er will „Dichter und Mann" nicht trennen, gibt aber doch in der ersten Hälfte des Aufsatzes ein ganz detailliertes Bild der Persönlichkeit, um erst im zweiten Teil die Kunst Kellers zu zergliedern. Obwohl dieses Vorgehen auch möglich war ohne persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter, ist es doch anscheinend durch sie angeregt worden.

Keller seinerseits hat es in der Zeit ihres freundschaftlichen Verkehrs klar ausgesprochen, was und wieviel dieser für ihn bedeute. Er schrieb am 22. März 1860 an Hermann Hettner[30]: „Vischer ist bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleisch von guter und echter Textur ist. Auch hat er eine schöne künstlerische Ader, welche nicht nur seinem Metier zugute kommt, sondern auch seinen Umgang angenehm macht."

Das Gebiet, das ihnen beiden am nächsten lag und auf dem in freiem Meinungsaustausch Keller wohl am häufigsten Gelegenheit hatte, die „schöne künstlerische Ader" des Freundes angenehm zu empfinden, war die Literatur.

Wenn z. B. Hermann Hettner erfahren wollte, wie Vischer über die kurz nach der Ankunft der beiden in Zürich erschienene Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts urteile, so ging der Weg über Keller. Dieser teilte ihm dann mit[31], daß Vischer sich über die etwas leichte Schreibart beklage, es aber nicht eigentlich materiell meine, sondern „sich lediglich am äußeren Stil, an den kurzen Sätzen und modernen Wendungen stieß". Über den zweiten Teil dieses Werkes, den er aus Vischers Exemplar kennen lernte, schrieb er im März 1860 an Hettner[32]: „Mit Vischer teile ich die angenehme Erfahrung, daß das Werk auf die anregendste Weise einwirkt." Gerade aus literarhistorischen Angelegenheiten, die die drei Freunde angingen, ist ersichtlich, wieviel Keller dem Urteil Vischers in solchen Dingen beimaß. Über die von Hettner geplanten „Kritischen Jahrbücher der Wissenschaft und Kunst" hatte er am 29. Juli 1862 geschrieben[33]: „Ich habe das bewußte Programm nachträglich durch Vischer erhalten nnd freue mich über das Entstehen einer solchen Zeitschrift." Ende des Jahres teilte er dann Vischers abweichenden Standpunkt mit, ohne noch selbst den eigenen zu verlassen[34]: „Vischer meint, die Zeit sei für das allerdings löbliche Unternehmen zu sehr politisch absorbiert, ich halte aber dafür, daß es nur darauf ankommt, überall den rechten Faden zu finden, der an die Zeit bindet. Was lebendig ist, ist

30) BE. Bd. 2 S. 502.
31) BE. Bd. 2 S. 425.
32) BE. Bd. 2 S. 502.
33) BE. Bd. 3 S. 1 ff.
34) BE. Bd. 3 S. 3.

immer zeitgemäß." Nachdem aber dieses Schreiben durch ein Mißverständnis nicht an seine Adresse gelangt und Keller daher ohne Nachricht geblieben war, begnügte er sich in seiner nochmaligen Nachfrage, März 1863, damit, nur Vischers Meinung wiederzugeben [35]): „Indessen hört man nichts von der Zeitschrift und ich kann nicht unterlassen anzufragen, wie es damit stehe? Ob das Unternehmen nicht zur Ausführung gekommen? Vischer streitet die günstige Stimmung für ein solches, bzw. die Möglichkeit des Gelingens im jetzigen Augenblick ab." Hettner mußte den Plan auch tatsächlich fallen lassen.

Literarische Ereignisse von größerer und geringerer Bedeutung führten Keller und Vischer des öfteren zusammen. So wurden sie beide von Karl Morel eingeladen, Richter über dessen Tragödie „Struensee" zu sein. Sie saßen gemeinsam im Züricher Festausschuß zur Schillerfeier 1859, und Keller, selbst neutral, hat lustig erzählt [36]), wie sich im Lager der Veranstaltenden zwei Parteien gebildet hätten, „wildere rötliche Demokraten" unter Herweghs Führung und „würdige, gesetzte Gothaer" mit Vischer an der Spitze, die selbst „der helle Stern des 10. November" nicht zu versöhnen vermochte.

Wenige Zeilen Vischers aus der Züricher Zeit, die bei Bücherpaketen gelegen haben mögen, lassen darauf schließen, daß Keller oft literarische Neuigkeiten durch Vischer und aus dessen Bibliothek kennen gelernt hat. So beginnt der Brief, der den oben erwähnten Besuch der Gabillons meldet: „Hier das Buch von Rittershaus und den ersten Band von Auerbachs Romanen (noch nicht gebunden, Kartenspiel)". Die Anregungen, die Keller von Vischer erhalten hat, müssen aber weit größer gewesen sein, als aus den überlieferten Ausgaben hervorgeht, denn als er im Jahre 1872 die „Sieben Legenden" nach Stuttgart schickte, tat er das mit folgenden Worten [37]): „Endlich bin ich imstande, Ihnen auf Ihre in Zürich mir geschenkten vielfachen reichen Geistesgaben wenigstens anfangsweise mit einem kleinen Kümmerling zu antworten." Müssen das nicht sehr reiche Geistesgaben gewesen sein, um ihnen gegenüber die „Sieben Legenden" als „kleinen Kümmerling" erscheinen zu lassen?

Über das Verdienst hinaus, Gottfried Keller durch den Umfang und die Tiefe seiner Bildung gefördert zu haben, hat Friedrich Theodor Vischer ihm auch b e w u ß t e H i l f e geleistet. Es gab eine Zeit, wo er um die Entwicklung des Dichters große Sorge hegte, als man in München und Berlin ebenso vergeblich auf neue Seldwyler wie auch auf Galatea-Novellen wartete, mußte Vischer schließlich im Juni 1859 Paul Heyse, der fast in

---

35) BE. Bd. 3 S. 4.
36) BE. Bd. 2 S. 492.
37) BE. Bd. 3 S. 44.

jedem Brief seine Hoffnung auf Neues von Keller aussprach, gestehen: „Ich fange an besorgt zu werden, es ist ein übles Zeichen, wenn man in der Mitte der Kraft brach liegt. Er ist aber gut und herzlich wie immer und grüßt Sie bestens." Und Heyse, bei dem Keller sich inzwischen für die ihm gewidmeten und durch Vischer überreichten „Vier neuen Novellen" bedanken konnte, blieb im nächsten Brief an Vischer vom 10. November 1860 nichts übrig, als klagend zu wiederholen: „Noch immer spähen wir vergebens aus nach neuen Sachen von ihm."

Als daher Ende 1860 Georg von Cotta, durch das in Auerbachs Volkskalender erschienene „Fähnlein der sieben Aufrechten" für Keller begeistert, diesen für seine Blätter zur Mitarbeit zu gewinnen trachtete[38]), sah Vischer darin eine günstige Gelegenheit, dem Freunde eine dauernde Tätigkeit zu sichern, und übernahm bereitwilligst die Vermittlung. Seine erste Anfrage im Auftrag Cottas, ob er eine Beschreibung des Schillerfestes auf dem Vierwaldstättersee machen wolle, hatte den Erfolg, daß Keller durch ihn seine Zustimmung erklären ließ. Nachdem Cotta selbst noch wohlwollend an Keller geschrieben hatte, folgte, während schon eine kurze Notiz über die Feier in der „Allgemeinen Zeitung" vorausgegangen war, am 7. März 1861 der Aufsatz „Am Mythenstein" für das „Morgenblatt". Vischer aber, dem es mit gelegentlichen Beiträgen Kellers nicht genug war, setzte seine anspornende Tätigkeit fort und erstattete am 25. März Cotta über seine Absichten Bericht: „Ich bin neulich hinter Gottfried Keller gestiegen, daß er Ihnen doch öfter Arbeiten für Ihre Zeitschrift machen soll. Es ist mir, offen gesagt, dabei auch um ihn selber zu tun, denn ich fürchte, er verkommt in seinem Zaudern und Nichtstun. Können Sie ihn einigermaßen binden, eine Zusage regelmäßiger Beiträge abgewinnen, so wäre diese Fessel höchst wohltätig für ihn selbst". Cotta schien zwar für eine Bindung nicht sehr eingenommen zu sein, wie er auch nicht das tiefe persönliche Interesse an dem Dichter hatte wie Vischer und sich allgemeiner ausdrückte: „Wir müssen die Verbindung Deutschlands mit der Schweiz wahrmachen." Nachdem Vischer, von einer Ferienreise heimgekehrt, den am 2. und 9. April 1860 erschienenen „Mythenstein"-Aufsatz gelesen hatte, schrieb er Cotta am 25. April: „Ich freue mich, Gottfried Kellers Artikel im Morgenblatt zu lesen; ich werde ihn in den nächsten Tagen sprechen und nicht versäumen, ihn nach Kräften zur Tätigkeit für Ihre Journale zu treiben. Er ist nur leider schwer bestimmbar und hat oft lange Perioden, wo er fast ganz brach liegt." Das Ergebnis der hier angekündigten Unterhaltung war ein ausführlicher Vorschlag Kellers, den er der gleichzeitig am 10. Mai abgehenden Besprechung von Vischers neuen „Kritischen Gängen" beilegte.

---

[38]) Vgl. Der Greif 1913.

Vischer habe ihn auf eine erwägenswerte Form aufmerksam gemacht, er wolle jährlich eine gewisse Anzahl Bogen an die Cottaschen Zeitschriften liefern, wogegen ihm ein Fixum quartaliter ausgezahlt werden sollte, von dem er einstweilen sorglos existieren könne. „Ich würde die poetische Arbeit dabei als Erholung vom Hauptgeschäft betrachten und dabei vielleicht weiter kommen als bisher." Cotta aber wollte von einer so starren Form nichts wissen, und Keller verstand sich wiederum „zur Bewahrung völliger Freiheit", allerdings mit dem ernsten Vorhaben einer „mehr anhaltenden Schriftstellerei". Im September desselben Jahres bekam er dann durch seine Staatsschreiberwahl eine ganz andere Grundlage für seine poetische Existenz.

Trotzdem also schließlich alles anders kam, bleibt es das Verdienst vor allem Vischers, Keller teils unmerklich, teils bewußt zur Tätigkeit angespornt zu haben. Dieser selbst brachte es ja auf verzwickten psychologischen Gängen immer wieder dahin, sich für „herrlich fleißig" zu halten, wie er einmal an Auerbach anläßlich des „Fähnleins" schrieb[39]: „Das Abschreiben der Erzählung darf Ihnen nicht bange machen, da ich dergleichen Hundearbeit mit wahrer Heftigkeit von früh morgens bis abends zu treiben pflege und mir dabei einbilde, ich arbeite fleißig. Das sind so die psychologischen Rätsel unserer Eingerichte." Ebenso hat er sehr schlau die Arbeiten, die Vischers Sorge sich als allmähliche Eingewöhnung in eine geregelte literarische Tätigkeit dachte, als „lauter Novellenabhaltungen" bezeichnet[40]. Vischer, der Gott sei Dank ohne Ahnung von diesem schnöden Verrat blieb, hat Keller einmal später bei ähnlicher Gelegenheit versichert[41], er sei „der Letzte, der nicht jede Ihrer Mußestunden vielmehr nur der Muse gönnt".

Trennung.

Dem persönlichen Zusammensein Vischers und Kellers war von vornherein keine sehr lange Dauer bestimmt, denn der Züricher Aufenthalt konnte für Vischer nur einen Übergang darstellen, und heute erscheint er uns wie eine kleine Wartezeit, in der die Verhältnisse zu Hause sich auf natürliche Art ausgleichen konnten. Aber Kellers Befürchtungen mußten früher einsetzen, als man vermuten konnte. Schon 1857 hatte er Ludmilla Assing gestehen müssen[42]: „Vischer scheint uns in Zürich nicht recht zufrieden zu sein, da die großen philosophischen Auditorien fehlen, wie sie in Deutschland noch möglich sind." Und er hatte ihn damals selbst, wie schon erwähnt, den Berlinern empfohlen, „wenn es nun in Preußen

---

[39] BE. Bd. 2 S. 509.
[40] BE. Bd. 2 S. 518.
[41] DD. Bd. 9 S. 307.
[42] BE. Bd. 2 S. 466.

etwas helleres Wetter geben sollte". Aber als dies nun ein anderer im Ernst zu betreiben schien, da wandte er sich voll Sorge an Hettner im Jahre 1860[43]): „Auerbach trug mir Grüße auf an Vischer, und er spreche in Berlin viel von ihm. Das erweckt mir den Verdacht, als ob er ihn dorthin zu praktizieren suche, was zwar für Vischer vielleicht gut, für uns Züricher aber betrübend wäre" ... und erzählt dann mit Worten, die wir schon zitiert haben (s. oben S. 11), warum er Vischers Verkehr nicht verlieren will. War damals auch die Besorgnis grundlos, so fühlte Keller doch immer stärker, daß gerade ein gemeinsamer Zug, das Verwurzeltsein in der Heimat, sie früher oder später auseinander führen müsse. Er hielt diese Eigenschaft für spezifisch süddeutsch, wie man denn auch manche Ähnlichkeit auf die Stammesgemeinschaft der beiden zurückführen mag. Im Februar 1866 drückte er es gegenüber Hettner klar aus, was er von dieser Seite für Vischer besorge[44]): „Ich fürchte nämlich, daß Vischer über kurz oder lang hier fortkommt, da er bei seinem süddeutschen und sonstigen eigentümlichen Wesen immer nach Schwaben oder da herum zurückstrebt." In der Tat war die Trennung nahe; noch im Herbst desselben Jahres schied Vischer von Zürich. Es liegt ein bisher unveröffentlichter Brief Vischers an Keller vor, der nur „28. Aug." datiert ist: „Wenn Sie heut abend gern ein Glas Bier bei — (Lokal unleserlich) trinken, so finden Sie uns da und würde es mich sehr freuen, Sie noch zu sehen." Diese Zeilen mögen die Einladung zu einem schlichten Abschied gewesen sein. „Als einen großen Verlust", schreibt Baechtold[45]), „empfand Keller den Weggang Friedr. Theod. Vischers am Schlusse des Sommersemesters 1866. Die beiden knorrigen Männer hatten sich überraschend gut vertragen."

Ein ganzes Lustrum währte die Zäsur, die Vischers Abberufung in dem persönlichen Verkehr der beiden machte. Keller, bei dem der Beginn eines Briefwechsels lag, zögerte lange, um nicht zu den „literarischen Plagegeistern" Vischers gezählt zu werden. Als er sich endlich am 1. Oktober 1871 doch dazu entschloß, aus Anlaß des Weibertschen Angebots, war es bald ersichtlich, daß der Rhythmus ihrer Freundschaft durch die Pause weitergeschwungen hatte. Denn bald war der alte, ruhige Meinungsaustausch zwischen dem scharfsichtig beratenden Vischer und dem dankbar aufnehmenden und doch ganz selbständig bleibenden Keller wiederhergestellt. Auch sich wiederzusehen sollten die beiden Gelegenheit haben. Vischer kam zuweilen in den Ferien nach Zürich. Ein Besuch im Herbst 1873 ist in einem Brief Kellers festgehalten worden, weil damals die beiden in

43) BE. Bd. 2 S. 502.
44) BE. Bd. 3 S. 7.
45) Bae. Bd. 3 S. 11.

einer Wirtschaft ihrer Regenschirme „schnöde beraubt“ worden waren. Noch ganz spät, im Oktober 1883, wurde Vischer in die „Meise“ geführt, aber was das Erstaunlichste ist, Keller wollte sogar diese Besuche erwidern. „Wenn auch nicht diesmal,“ schrieb er am 28. Juli 1881 [46]) an Vischer, „so hoffe ich doch bald einmal ins Oberdeutsche hinauszustechen und Sie dann bei Ihrem Heimatsbiere nochmals zu genießen“ Im Juni 1884 [47]) erzählte er Paul Heyse, er habe auch „den alten Vischer in Stuttgart aufsuchen wollen“.

Mancherlei Boten gab es, die Grüße hin und her tragen mußten; Leute wie Georg Scherer und Otto Brahm; Vischers Neffe, Hofrat Wilhelm Hemsen in Stuttgart, der auch persönlich sich bei Keller mit einer (noch erhaltenen) Empfehlung seines Onkels vorstellte, hatte gelegentlich den Auftrag, „Herrn Professor Vischer recht warm zu grüßen“.

Keller kannte wie kein anderer die feine Empfindlichkeit Vischers, die diesen nach außen launig erscheinen ließ. Er hatte ihn auch gelegentlich „meistens moros“ [48]) genannt, und in die liebevollste Charakteristik floß das Wort „bei allen Launen“ oder „bei seinem eigentümlichen Wesen“ mit ein. Wenn aber Unberechtigte sich vermaßen, eine Schwäche seines Freundes anzugreifen, dann war er gleich zur Stelle, diese menschlich zu erklären und in Schutz zu nehmen. Als Emil Kuh Vischers Grabrede auf Mörike „phrasenhaft und in eine unleidliche, dichterisch-wissenschaftliche Sprache gekleidet“ [49]) nannte, da schrieb ihm Keller im Oktober 1875 [50]): „Mit Vischers Grabrede müssen wir es nicht so genau nehmen, er fühlt sich einmal als pflichtschuldigen Rhetoren von Beruf und mußte die Rede von einem Tage zum anderen bereithalten, während er immer schwerfälliger und härter wird.“ Und an einem anderen Beispiel, dem Aufsatz „Ein italienisches Bad“ [51]), zeigt er, wie man hier nicht kritisieren, sondern verstehen soll: „Diese Schwere, mit der er sich selbst plagt, schmerzt auch andere, die ihm gut sind.“ Von Emil Kuh ist auch zwischen Vischer und Keller die Rede gewesen. Doch wird uns das, wie überhaupt der größte Teil ihres Briefwechsels, erst im folgenden Abschnitt beschäftigen. Zwar wird manches Erlebnis der Züricher Zeit, manche Wirtshauserinnerung, „als Zeugnis, daß ich oft im Geist mit Ihnen kneipe“ [52]), wie Vischer sagt, aufgefrischt. Der Kern ihres schriftlichen Verkehrs aber ist, wie bereits betont, der Meinungsaustausch und vor allem die gegen-

[46]) BE. Bd. 3 S. 401.
[47]) BE. Bd. 3 S. 554.
[48]) BE. Bd. 2 S. 441.
[49]) Züricher Taschenbuch 1905 S. 84.
[50]) BE. Bd. 3 S. 162.
[51]) KrG. Bd. 6 S. 296.
[52]) DD. Bd. 9 S. 183.

seitige Kritik. Eins aber sei hier noch herausgestellt. Keller, dem „das Briefschreiben con amore", wie er Wilhelm Petersen einmal erklärte [53]), mit dem Schriftstellern nahe verwandt erschien, „wenigstens wie ich dieses betreibe", hat an Vischer eins seiner schönsten Briefkunstwerke gerichtet. Das Glückwunschschreiben zu Vischers 70. Geburtstag enthält ein so liebevoll ausgefülltes Bild, wie es selbst in Kellers Episteln selten ist und daher für seine Gesinnung gegen Vischer beredtes Zeugnis ablegt [54]):

„Hochverehrter und teurer Herr und Freund!

Auch ich kleiner Hafenmatros komme, Ihnen als einem Hauptmann über siebenzig guter Kriegsschiffe, so er auf der offenen See allezeit gegen den Feind und das Übel der Welt geführt, an Ihrem Ehrentage ein lautes und herzliches Heil zuzurufen. Ich tue es umso fröhlicher, als ich der Meinung bin, daß zunächst noch mindestens zehn weitere wackere Fahrzeuge zum Auslaufen bereitliegen, und daß erst nachher etwan die Streitfrage auftauchen werde, ob der Herr Admiral anfange zu altern!

Ohne Concetti gesprochen, bringe ich Ihnen mit dankbarem Herzen für alles Gute und Liebe, das Sie der Welt und meiner Winzigkeit erwiesen, meine besten Glückswünsche zum schönen Geburtstagsfeste, und wünsche den Jahren, die Sie hoffentlich noch zahlreich zu genießen haben, einen allgemeinen und persönlichen Lebensinhalt, der dem Nutznießer die verdiente Freude zu machen geeignet ist.

Ihr mit verehrungsvoller und freundschaftlichster Gesinnung längst ergebener

Gottfried Keller."

II. Gegenseitige Kritik.

Die Freundschaft Friedrich Theodor Vischers und Gottfried Kellers erhält ihre große Bedeutung dadurch, daß beide sich gegenseitig in ihrer literarischen Produktion gefördert haben. Soweit dies in mündlicher Unterhaltung und im Briefwechsel geschah, wäre es eigentlich im Zusammenhang mit ihrem persönlichen Verkehr zu betrachten; aber der fördernde Rat und das freundschaftliche Urteil deuten immer auf das hin, was der Eine bei dem Anderen in eingehender öffentlicher Betrachtung hervorhob, und oft weist eine briefliche Richtigstellung auf eine dem Publikum vorgelegte Untersuchung zurück. Wir werden also die persönlichen literarischen Freundschaftsdienste nicht von dem trennen, was beide gegenseitig zur Erhöhung ihres Ansehens nach außenhin taten.

---

53) BE. Bd. 3 S. 386.
54) BE. Bd. 3 S. 227.

Heyses Literaturblatt.

Es lag in der Natur von Vischers Tätigkeit, daß er es war, der den Beginn des Eintretens der beiden füreinander machte. Der erste Gedanke, über Keller zu schreiben, war ihm in der frühesten Zeit ihrer Bekanntschaft aufgetaucht. Damals war Keller erst mit zwei Prosawerken hervorgetreten — von den Gedichten kann man absehen, da Vischer an ihre Besprechung nicht dachte — und es bedeutet daher sehr viel, wenn Vischer, der einmal gestand, er könne nicht kritisieren, was er nicht vorzugsweise loben dürfe, schon jetzt zu solchem Vorhaben kam. Anfang Juli 1857 weilte Paul Heyse in Zürich, und es muß in jenen Tagen bereits eingehend von Vischers Plan die Rede gewesen sein. Denn Heyse, der inzwischen die Redaktion des „Literaturblattes" zu dem in Berlin von Eggers geleiteten „Deutschen Kunstblatte" übernommen hatte, schrieb am 22. Oktober, als er Vischer um Beiträge anging: „Vielleicht haben Sie inzwischen Ihren Vorsatz, eine Charakteristik Gottfried Kellers zu geben, ausgeführt oder entschlössen sich in den sechs Wochen, die bis zum Beginn noch vergönnt sind, ans Werk zu gehen." Daß Heyse es für möglich hält, Vischer habe die Arbeit bereits ausgeführt, zeigt, wie sicher dieser damals seinen Entschluß hingestellt haben muß. Nichtsdestoweniger vergaß er, ihn in der Antwort an Heyse zu erwähnen, und dieser mußte in seinem nächsten Brief, der einem ebenfalls über diese Dinge handelnden Schreiben an Burckhardt[55]) beigelegt war, nochmals darauf zurückkommen, wie sehr er darauf hoffe, „daß Sie sich zu einer Charakteristik Gottfried Kellers, wie Sie mir selbst gesagt, in nächster Zeit aufgerufen fühlen möchten". — „Irre ich nicht, so werden neue Erzählungen Kellers gegen Weihnachten erscheinen, an die sich vielleicht neue Gedanken anknüpfen, oder die Ihnen doch neuen Impuls geben." Dieser Nachsatz deutet auf das hin, was Vischer in seiner undatierten, in den Anfang November 1857 gehörenden Antwort als Bedingung für seine Arbeit ansah: „Ich wollte Ihnen dieser Tage schreiben und nachholen, was ich im ersten Brief vergessen hatte, daß ich ja eine Anzeige von G. Keller übernehmen kann, sobald e t w a s N e u e s v o n i h m e r s c h e i n t, was auch mit nächstem der Fall sein wird." Diese Bedingung erfüllte sich jedoch nicht und Vischer mußte, nachdem er sich bereits auf der Stelle Notizen über die Arbeit gemacht hatte, den von ihm gewünschten Strauß-Aufsatz anstatt der Keller-Studie liefern. Er war aber noch voll Hoffnung und meinte im Januar 1858: „Für spätere Arbeiten, wenn mir der Sommer mehr Zeit läßt, hätten wir nun das Material vor allem in Kellers zu erwartenden Novellen. Ich weiß nicht genau, wie bald sie erscheinen."

---

[55]) Siehe Erich Petzet, Der Briefwechsel zwischen Burckhardt und Heyse.

Für Keller hätte damals eine Hervorhebung durch Vischer, nachdem bereits Auerbach ihn „geeicht" hatte, eine gewaltige Steigerung seines Ansehens bedeutet. Er scheint also wohl selbst mit veranlaßt zu haben, daß Vischer ihm die Ausführung seiner Absicht sogar ausdrücklich versprach. Er habe das nächste Versprechen Gottfried Keller gegeben, dessen Novellen wohl nicht mehr lange ausbleiben würden, sagte Vischer Anfang Februar 1858, als er für Heyse allenfalls noch einen Artikel über Geibels „Brunhilde" liefern sollte. Und noch aus den Worten, mit denen er 1874 die Studie endlich der „Allgemeinen Zeitung" schickte, geht hervor, daß er Keller persönlich erklärt hatte, eine Charakteristik von ihm geben zu wollen. Keller trägt aber schließlich selbst die Schuld daran, daß Vischer zuguterletzt im Juni 1859 seinen Vorsatz aufgeben mußte: „Gottfried Keller mag ich gar nicht mehr fragen, ob bald etwas komme", schrieb Vischer damals und drückte Heyse seine Befürchtungen aus, von denen wir oben schon hörten (s. S. 13).

Die Kritischen Gänge von 1861.

Als das „Neue" von Keller kam, war Vischer schon längst in Stuttgart, aber die Freude[56]), „daß die Welt endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu lesen bekommen soll", war nicht geringer geworden. In der Antwort auf Kellers ersten Brief (Oktober 1871) gab Vischer auch eine Darstellung, wie es seinerzeit nicht zu der versprochenen Charakteristik gekommen sei: „In meinem Schreibtisch liegt ein Blatt Papier mit einigen, fast erloschenen Bleistiftnotizen etwa 14 Jahre alt. Es war ein erster Anlauf für eine Anzeige der ‚Leute von Seldwyla'. Ich wollte mit der Ausführung warten, bis etwas Neues von Ihnen erschienen wäre. Eigentlich war es nicht recht, wohl etwas aufschiebende Faulheit, doch diese nicht so stark, daß ich sie nicht überwunden hätte, wenn ein neuer Schub gekommen wäre. Ich kann beteuern, daß ich dies nicht aus Eitelkeit sage — daß es nicht bedeuten soll: ‚Sieh, so bist Du um das gekommen usw.' Behüte! Nur chronometrisch ist es gemeint, nur als Zeitelegie, nur ein bißchen wohlweis, sanft flötender Predigtklang. Aber also bravo! daß es jetzt ins Laufen kommt."

Vischer gibt also auch „etwas aufschiebende Faulheit" zu, das Übel, von dem er bei Keller so Schlimmes besorgte. Und doch ist aus Kellers Müßigkeit, insofern als sie Anlaß gab, ihm jene feuilletonistische Tätigkeit für Cotta zu verschaffen, schließlich das erste öffentliche Zeugnis für ihre Freundschaft erwachsen.

Als Keller Anfang März 1861 den „Mythenstein"-Aufsatz abschickte, machte er gleichzeitig Georg von Cotta schon den Vorschlag für eine neue

56) DD. Bd. 9 S. 183.

Arbeit[57]): „Ich habe Lust, die neuen ‚Kritischen Gänge' meines Freundes, des Herrn Prof. Vischer zu besprechen, sobald das dritte Heft erschienen ist. Im Falle Sie mir dazumal ein Plätzchen in einer Ihrer Zeitschriften für diese Besprechung anzuweisen geneigt wären, würde ich mir eine gelegentliche Zusage ausbitten. Cotta gab schon nach wenigen Tagen den Bescheid[58]): „Wenn Sie über Prof. Vischer schreiben, so ist es ja gewiß auch mit seinem Willen und Wissen, und mir in diesem Falle gewiß willkommen." Nachdem also Keller sich wohl mit Vischer verständigt hatte, ging die Arbeit[59]), etwas verspätet durch das verzögerte Erscheinen des 3. Heftes der „Kritischen Gänge", am 10. Mai ab und erschien in der „Allgemeinen Zeitung" vom 23. bis 25. Mai 1861. Sie sei etwas lang geworden, bemerkte Keller dazu[60]), „da der Stoff gar zu mannigfaltig und anregend war".

Die Aufsätze der Neuen Folge von 1861 handelten von nationalen, politischen Dingen, Mode, von Shakespeare, Goethe, Strauß und erlaubten mit diesen „mannigfaltigen Stoffen" Keller, der eben Kritiken zu kritisieren hatte, nicht, aus dem eigentlich zu Besprechenden heraus eine Charakteristik Vischers zu geben. Vielmehr benützte er alle diese Themen, um sie nach kurzer Wiedergabe der Vischerschen in eigenen Gedankengängen zu behandeln. Umso wichtiger ist, was er trotzdem an allgemeinen Bemerkungen über die Persönlichkeit Vischers einfließen ließ. Vor allem dienten ihm die einleitenden Worte des Aufsatzes dazu, mit liebevoller Begeisterung die Gestalt Vischers vor den Leser hinzustellen: „Mit dem dritten Heft ist die neue, hoffentlich nicht letzte Folge der ‚Kritischen Gänge' abgeschlossen und damit glücklich das Bild eines Mannes erneuert, der an sich selber Disziplin übt und daher auch berechtigt ist, sie überhaupt an Dingen und Menschen zu üben; der nicht ein Jünglingsalter, sondern ein Mannesalter entlang dieselbe Fahne geistiger Freiheit aufrecht hält, ein Freund seinen Freunden, ein Feind seinen Feinden ist, aber ohne ein blinder Parteigänger zu sein, weil er weder über der Wahrheit die Schönheit, noch über der Schönheit die Wahrheit vergißt, da ihm beide eins sind." So schildert Keller in wenigen Sätzen alle die Seiten in Vischers Charakter, über die er schon an seine Freunde berichtet hatte, und der Öffentlichkeit stellt er nun vor, was ihm selber Freude bereitet hatte: die Festigkeit, die selbstsichere Freiheit, die unbeirrbare Aufrichtigkeit und die Einheitlichkeit im Wesen des Freundes. Einen Zug fügt er noch im Laufe der Besprechung hinzu, den er an anderer Stelle immer wieder hervorgehoben hat, die „entschieden künstlerische Ader". Wir haben ja

[57]) BE. Bd. 2 S. 521.
[58]) Der Greif 1913.
[59]) Nachgel. Schriften S. 193 ff.
[60]) BE. Bd. 2 S. 522.

schon eine ähnliche Äußerung in einem Brief an Hettner kennen gelernt. Während es damals hieß, daß sie den „Umgang mit Vischer angenehm mache“, heißt es hier, die künstlerische Ader komme dem Metier zugute und befähige Vischer dazu, ein Buch „Shakespeare als Künstler“ zu schreiben. Ähnlich erwartet Keller eine abschließende Arbeit über Goethe von Strauß, der „gleich Vischer seine künstlerisch schaffende wärmende Ader hat“. Daß Keller nicht nur den künstlerisch veranlagten Kritiker, sondern auch den selbständigen Dichter in Vischer sah, wird uns anläßlich des „Auch Einer“ deutlich werden. Bezeichnend dafür ist aber auch, wenn er Heyse 1884[61]) erzählt, wie Vischer ein Lustspiel („Nicht Ia“) in einem Liebhabertheater habe aufführen lassen, und fortfährt: „Das ist jetzt das zweite Mal, daß die Hegelschen Philosophen sagen, sie müßten selbst dran hin und zeigen wie man's macht! Der Erste war Arnold Ruge, der aber gar kein Poet war, wie Vischer es doch ist.“ Im Aufsatz selbst nennt Keller es „gutmütig bescheiden“, wenn Vischer sich als eine „Natur, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen ist“ bezeichnet. Das zeigt klar genug, wie sehr er das Übergewicht der „schaffenden Kunst“ fühlt. Auch andere nur schöpferisch tätige Künstler, wie Mörike[62]), waren erstaunt über „die höchsten Eigenschaften des geborenen Künstlers“ bei Vischer, und C. F. Meyer[63]) nannte ihn „den einzigen Ästhetiker, bei welchem intuitive und spekulative Kräfte sich die Wage halten (nicht ganz die intuitiven überwiegen)“.

In mancher Einzelheit, die Keller bei Vischers kritischem Vorgehen besonders hervorhebt, scheint uns eine Andeutung ihrer Wesensähnlichkeit zu liegen. Die Paul Heyse gewidmete Aufmerksamkeit in „Eine Reise“ gewährte Keller ein besonderes Vergnügen. Es verbindet sie beide das Gefühl, für Heyse „gegen die Ungerechten“, wie Vischer sagt, streiten zu müssen, die ihn als ein umhertastendes bloßes Formtalent beurteilt haben. Aber obwohl sie beide Grund hatten, der „neidlosen Natur“ Heyses (Emil Kuh) dankbar zu sein, trägt doch dieses Eintreten nicht den Charakter einer Gegenleistung, sondern widmet sich rein der „schönen, spezifisch künstlerischen Persönlichkeit“ [64]).

In einem Punkte, wo Keller sich in Gegensatz zu Vischer stellt, in der Frage der Shakespearschen Derbheiten, berühren sich in der Schärfe, mit der Keller den Unterschied zwischen dem „drastisch objektiven Heiden“ und Shakespeare formuliert, doch wieder ihre Anschauungen. Wenn es in A. E.s Tagebuch heißt[65]), daß man dem Kontrast des Tierischen

---

[61]) BE. Bd. 3 S. 554.
[62]) Mörikes Briefe, Berlin 1903.
[63]) Südd. Monatsh. 1906 Bd. 1 S. 172 ff.
[64]) Nachgel. Schriften S. 175.
[65]) VW. Bd. 2 S. 180 f.

und Mechanischen am Geschlechtsprozeß gegenüber ethischen Gefühlen nicht absichtsvoll nachgehen soll, und daß das Gemeine da beginne, wo der Stoff schon als Stoff komisch-interessant sein soll, so liegt das dem nahe, was Keller hier mit Ausdrücken wie „sachlich-mechanischer Schmutz“ oder „bloß physiologische Phantasie“ meint und dem sie beide gleich scharf entgegentreten.

Keller hat an Vischers kritischen Arbeiten jederzeit Anteil genommen und diesen auch dem Freund jeweils brieflich bekundet. Eine Bemerkung, die er in der Besprechung der „Neuen Folge“ an den Aufsatz „Zum zweiten Teile von Goethes Faust“ geknüpft hatte, mußte er später wieder aufheben und richtigstellen. Er hatte 1861 von dem alternden Goethe geschrieben: „Es ist keine Frage, der Greis spielte, aber er spielte nicht wie ein Kind, er spielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug.“ Im Jahre 1881, nachdem er Vischers im zweiten Heft von „Altes und Neues“ der Keller-Studie vorangestellte „Verteidigung meiner Schrift“: Goethes Faust[66]) gelesen hatte, nannte er die bislang beibehaltene obige Ansicht „eine Art Behexung“, die jetzt von ihm genommen sei[67]): „Ich habe mich endlich nun überzeugen müssen, daß es heiliger Ernst und keineswegs Spaß war.“ Er sieht nun auch eine neue Gefahr: „Da erst jetzt recht die Sache dogmatisch werden und die Bühne beschreiten soll, so bekommt sie eine andere Nase. Der alte Apollo wird mir in dem Finale des Lebens wie der Tragödie plötzlich zu einem Sprach- und Spielverderber, sobald er eine fanatische Gemeinde hinter sich hat.“

Als Vischer dem Freund in Zürich seine im März 1872 gehaltene Rede „Der Krieg und die Künste“[68]) schickte, nahm dieser ein besonderes Interesse an der „Theorie des Vorwortes“, die von Vischer mit Vorliebe geäußerte Gedankengänge über die Kunst der Rede enthielt. Es hieß darin von der Rede: „Sie darf nicht geschrieben und auswendig gelernt sein, geschweige denn abgelesen werden.“ Allerdings sollte sie auch nicht improvisiert, sondern sorgfältig vorbereitet sein, und jedenfalls müsse „dem Einfall des Moments, dem frisch aus dem Innern quellenden Worte freier Raum in vollem Maße übrigbleiben“. Keller, der Vischer beipflichtete, meinte[69]) aber von dieser Theorie, sie „werde wohl von einem gewissen Virtuosentum bestritten werden, welches nicht nur das letzte Wort niederschreibt und auswendig lernt, sondern auch an jeder Stelle Hebung und Senkung der Stimme, sogar ein Lächeln usw. voraus eingeübt und festgestellt hat und den Eindruck der Unmittelbarkeit trotzdem zu machen behauptet; freilich auch beim größten Teil der Hörer, wie sie unsere Säle

[66]) Goethes Faust, 2. Aufl. mit Anhang von H. Falkenheim, S. 385 ff.
[67]) BE. Bd. 3 S. 401.
[68]) KrG. Bd. 2 S. 479 ff.
[69]) BE. Bd. 3 S. 49.

fassen, auch macht in Abwesenheit der Katze". Vischers Vortragskunst aber hat sofort Kellers rückhaltslose Bewunderung gefunden, ja als er 1857 eine Professur einmal wieder in Überlegung zog, war es ein besonderes Bedenken für ihn, wie er neben einem Redner wie Vischer erscheinen müsse, und als er zum 80. Geburtstage des Freundes ein Bild von dessen Persönlichkeit geben sollte, da schien ihm diese Gabe besonders hervorleuchtend. Er schilderte ihn, wie er „lehrend das junge Volk um sich sammelt": „Nun steht ein Redner ersten Ranges vor Ihnen, kein Spiegelredner, sondern einer des lebendigen Wortes."

„Sieben Legenden."

In dem Beginn des Briefwechsels zwischen Keller und Vischer am 1. Oktober 1871 steckt der Keim zu einer weiteren Kundgebung nach außen hin, die geeignet war, auch ihr freundschaftliches Verhältnis zu festigen, zu Vischers großer Keller-Studie von 1874. Zunächst handelte es sich nur um den Rat, den Vischer zu dem Titel und einem etwaigen Vorwort „jener ironisch reproduzierten sieben Legenden" geben sollte, die er wahrscheinlich Keller schon bei Wesendoncks habe vorlesen hören. Keller fragte zu dem von ihm vorgeschlagenen „Auf Goldgrund"[70]: „Hielten Sie diesen Titel für affektiert, oder irreführend oder läppisch usw.?" Vischer gab darauf am 18. Oktober die überzeugende Antwort[71]: „‚Auf Goldgrund'? Ich wäre nicht dafür, 1. weil ich gegen die Titel bin, die aus Satzteilen bestehen. Sie sind unbequem. ‚Haben Sie »Auf Goldgrund« gelesen?' — ‚Was sagen Sie über ‚Auf Goldgrund'?' ‚Oder G. K. schrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder »Auf Goldgrund«. 2. Es klingt ironisch. Nun werden freilich die Legenden selbst Ironie auf die Legende sein, aber nicht so wie plumpe Köpfe es verstehen, sondern eine gemütliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die scharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne solche schöne Grundlage mit sich führen, könnte zu sagen scheinen: Gebt einmal acht, was das für ein Goldgrund sein wird. Man könnte zwar sagen: Wenn Sie einfach setzen: Sieben Legenden von G. K., so klingt das eben auch recht ironisch; — wohl, aber es ist nicht so zugespitzt markierend wie ‚Auf Goldgrund!'; es gibt gleich zu denken, so daß man sich fragt: Was Donnerwetter mögen das für Legenden sein von G. K.! Aber es enthält diesen Anreiz doch nur in der stillen Form objektiv gehaltenen Titelstils. Kurz: ‚Auf Goldgrund' klingt mir zu subjektiv, zu erregt und erregend, auffordernd". In der Vorwortfrage hielt Keller eine kleine Vermittlung nötig bei dem

70) BE. Bd. 3 S. 39 ff.
71) DD. Bd. 9 S. 183.

„‚plötzlichen‘ Gegenstand“. Sie sollte humoristisch ausfallen und erzählen, wie der Verfasser in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholischwerden, das Leben der Heiligen studiert habe mit den vorliegenden Quellenstudien als Ergebnis. Die Frage war: „Wäre ein solches Vorwort taktlos, mißverständlich oder schädlich und täte man besser gar nichts zu sagen?“ Vischer kam bei dieser Frage, wenn er sich doch schließlich gegen ein Vorwort entschied, nicht so leicht aus dem Für und Wider heraus: „Das eine Mal will mir scheinen, es wäre besser, Sie ließen die Legenden ganz für sich sprechen, das andere Mal meine ich, es wäre schade um das nette Vorwort, wenn es wegbliebe. Es wäre selbst so eine kleine Legende, die von Ihrer Hand gewiß allerliebst ausfiele. Doch will mir immer wieder das erste Gefühl die Oberhand gewinnen. Je objektiver alles, je besser. Sie müßten das Vorwort doch ein bißchen ausspinnen, dann würde es leicht zuviel Erfindung; wollten Sie es aber ganz kurz halten, so würde es scharf ironisch abschnappen, was aber auch dem wirklichen Sinn der Novellen — der gemütlichen Ironie — nicht recht entspräche.“ Der Titel „Sieben Legenden“ leuchtete Keller sofort ein, aus der anderen Frage aber mußte er sich selbst herausziehen und tat das mit einem kleinen Vorwort, das aber sehr viel feinsinniger war als das ursprünglich vorgeschlagene. An Weibert schrieb er allerdings [72]): Wenn er Zweifel in seine Zweckmäßigkeit setze, so möge er sich mit Vischer, der davon wisse, besprechen. „Wenn er der Ansicht wäre, gar nichts zu sagen, so würde man das Vorwort einfach weglassen.“ Aber Weibert war damit einverstanden und druckte es ohne weiteres. Keller sandte das Ostern 1872 erschienene Bändchen an Vischer mit den Worten [73]): „Ihre freundlichen und guten Räte betreffend Titel und Vorwort habe ich, wie Sie sehen, fleißig befolgt. Etwas Vorwort glaubte ich doch anfertigen zu müssen, um einer allzu großen Willkür in Beschreibung und Erwähnung des Büchleins wenigstens das Loch zuzumachen.“

Vischers Keller-Studie von 1874.

Diese Sendung gab Vischer endlich den neuen Anstoß zu einer eingehenden öffentlichen Betrachtung von Kellers Kunst. Sofort teilte er Keller sein vorläufiges Urteil und seine Absicht mit [74]). „Ihre ‚Legenden‘ sind zwar kein ganzer Beweis, was Sie können, aber so unzweifelhaft originale Poesie, daß ich recht Lust habe sie anzuzeigen, — wiewohl nicht ohne Kritteleien, im wesentlichen aber einfach mit dem Prädikat des Herzerfreuenden.“ Freilich sollte mit der Anzeige noch eine Weile gewartet

---

[72]) BE. Bd. 3 S. 41.
[73]) BE. Bd. 3 S. 44.
[74]) DD. Bd. 9 S. 232, s. dazu S. 30 d. vorl. Arbeit.

werden. Keller hatte nämlich im ersten Brief angekündigt, er könne „dem Werklein bald endlich den zweiten Band ‚Leute von Seldwyla‘ folgen lassen mit fünf ordentlichen Erzählungen“. Über diese Botschaft hatte sich Vischer besonders gefreut: „Ich schleck schon den Mund danach aus. Ihr Name ist schon lang in Ehren bei vielen, aber noch lang nicht genug in die Weite anerkannt. Die zwei Frühlingsregen Ihrer neuen Publikationen werden die Decke wegfegen, die sich durch langes Schweigen über ihn gelegt hatte, er wird der Majorität sichtbar werden oder gemein prosaisch zu reden, erst recht ins große Publikum dringen — wie es eben doch sein soll und ihm gebührt.“ Und nun nach dem Empfang der Legenden meinte er: „Da der Philister doch der breite Teig des Publikumskuchens ist, so wäre es gut, wenn bald etwas käme, das auch dieser versteht, woran auch dieser sich erfreut.“ Es wird also besser sein, die neuen Novellen abzuwarten, denn man könnte dann „den Dichter betrachten, wie er es auf dem realen Boden treibt, gegenüber seiner Lebenswahrheit, Schwung, Stil und Humor auf dem mythisch-phantastischen Boden“. Keller war die Frist bis zu den neuen Seldwylern ebenfalls angenehm, wenn er auch sichtlich froh über Vischers Entschluß war [75]): „Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, einmal ein wenig ins Gericht zu gehen mit meinen Sachen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie noch einiges abwarten wollen: der zweite Band Seldwyla soll bis zum Herbst erscheinen. Auch ist noch einiges andere da, womit ich bei günstigen Zeitläuften gelegentlich abschließen kann. Glauben Sie alsdann eine bestimmte Figur von mir zu haben, so wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von unmotivierter günstiger Voreingenommenheit sogenannter Talententdecker und von der malitiösen Kühle Fernstehender entfernt einmal sachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen.“ Im Herbst erschienen zwar die neuen Novellen noch nicht, aber Keller ließ das Vischersche Vorhaben nicht mehr aus dem Auge. Offenbar im Hinblick auf die zugesagte Anzeige gab er Anfang März 1873 Georg Scherer in Stuttgart den Auftrag [76]): „Wenn Sie Professor Vischer sehen, so bitte ich, ihn doch schönstens zu grüßen und ihm zu sagen, es kämen bald von mir wieder ‚saubere Geschichten‘.“ Vorher sollte jedoch Keller noch einmal Gelegenheit zu mündlicher Aussprache mit Vischer haben, bei dessen Züricher Besuch im Herbst. Erst Ende 1873 erschienen die „sauberen Geschichten“ und Vischer wird alsbald die „erste Durstlöschung“, wie Keller das zu nennen pflegte, vollzogen haben. Im März 1874 war er bereits so mit der Studie beschäftigt, daß er Karl v. Cotta (dem Sohn Georgs), der ihn mit Auerbach gebeten hatte, des letzteren „Waldfried“ zu besprechen,

---

[75]) BE. Bd. 3 S. 49.
[76]) BE. Bd. 3 S. 69.

diese Bitte abschlagen mußte mit der Begründung[77]): „Zugesagte Artikel für Journale, worunter namentlich eine Anzeige von Gottfried Kellers ‚Leuten von Seldwyla‘, die ich der Allgemeinen Zeitung anbieten will und die ich schreiben sollte, ehe die Erinnerung an das frisch Gelesene verblaßt, eigene schriftstellerische Arbeiten, die als alte Schuld auf mich drücken, warten auf Vollendung.“ Aber die Vollendung der Arbeit verzögerte sich sehr, trotzdem Vischer im Mai glaubte versichern zu dürfen, daß sie bald nach Augsburg abgehen werde. So kam es, daß Keller am 28. Juni aus Baden-Baden folgenden Bericht von Emil Kuh erhielt[78]): „Ich war neulich auf einige Tage in Stuttgart, vorzüglich Vischers wegen. Dieser ließ mich einen umfangreichen Essay, den er über Ihre Dichtungen eben vollendet und für die Beilage der ‚Allgemeinen Zeitung‘ bestimmt hat, lesen. Die Arbeit ist in glücklicher Stimmung gemacht und partienweise vortrefflich: die Darstellung leichter, flockiger, als dies sonst in Vischers Art liegt.“ Keller, der in Wien weilte, stellte sich drollig entsetzt[79]): „Daß Vischer einen größeren Aufsatz über meine Sünden schreibt, erfüllt mich mit Grausen, besonders wenn er kritisieren wird müssen, was ich schon lange bereut und gebüßt habe.“ Wenige Tage nachdem Keller dies geschrieben, ging am 13. Juni 1874 Vischers Arbeit endlich nach Augsburg ab. Die Überarbeitung des Manuskriptes, sagte Vischer im Begleitschreiben[80]), sei durch Häufung von Arbeiten verzögert worden. „Nachdem aber so manche Woche verflossen, wäre mir lieb, wenn nun meine Anzeige bald publiziert würde, auch um des Dichters willen, dem ich schon vor Jahren erklärt habe, eine Charakteristik an die ‚Allgemeine Zeitung‘ geben zu wollen.“ Diesem Wunsch wurde Rechnung getragen, und Gottfried Keller konnte noch in Wien einen Teil der Arbeit lesen.

In ihrer Bedeutung läßt sich Vischers Studie mit Kellers Anzeige der „Kritischen Gänge“ von 1861 nicht vergleichen. Diese war doch in der Hauptsache ein Gewinn für Keller gewesen, insofern sie ihm nämlich erstens überhaupt eine Beschäftigung in der Zeit seines Brachliegens und dann auch reichliche gedankliche Anregung bot. Vischers Stellung aber in der literarischen Kritik der Zeit war schon so gefestigt, daß für ihn die Arbeit mehr eine persönliche Freude als einen Fortschritt in der öffentlichen Meinung bedeutete. Wertvoll ist Kellers Tun vor allem für uns geworden, da uns damit ein deutliches Zeichen für die Art seines Verhältnisses zu Vischer erhalten ist. Vischers Studie

---

77) Schwäb. Chronik 1907 Nr. 299.

78) Züricher Taschenbuch 1904 S. 235.

79) BE. Bd. 3 S. 111.

80) Bisher unveröffentlicht: Im Besitz der Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

aber hat viel mehr zu bedeuten: Vor allem einmal eine ganz persönliche Genugtuung für Keller. Sich anerkannt oder besser erkannt zu sehen: das Wichtigste an dem Glück, das einem Dichter von außen zukommen kann. Und zwar gewinnt diese Anerkennung an Wert nicht nur durch Vischers Namen, sondern vor allem durch das vor allen bisherigen Betrachtungen so viel tiefere Eingehen auf Kellers Schaffen. In demselben Verhältnis wird auch die Wirkung Kellers in die Breite gesteigert, nachdem eine zusammenfassende Darstellung aller seiner Kräfte bisher gefehlt hatte, trotzdem Leute wie Auerbach, Emil Kuh, Wilhelm Scherer schon für ihn auf den Plan getreten waren. Endlich aber ist Keller auch in einer ganz bestimmten Arbeit gefördert worden: in der Umgestaltung des „Grünen Heinrich".

Es entspricht also nur der Bedeutung des Aufsatzes, wenn wir auf ihn näher eingehen. Wir wollen dabei einzelne, hier hervorgehobene Kellersche Züge, deren Auftreten auch bei Vischer ganz deutlich ist, erst bei Gelegenheit der künstlerischen Verwandtschaft der beiden genauer betrachten und hier das allgemein über Keller Gesagte und das für die Umarbeitung des „Grünen Heinrich" Wichtige ausführlich behandeln.

Vischer betrachtet einleitend von einer gehässigen Beurteilung des „Grünen Heinrich" (durch Kreyssig: Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart) ausgehend, den „grillenhaften Schluß des Romans", beginnt also gleich mit dem, was Keller „längst gebüßt und bereut hatte". Er sieht sich in der Auslegung des Schlusses vor die Wahl gestellt, entweder anzunehmen, der Dichter wolle sich selbst für eigenen Leichtsinn gegen die Mutter strafen durch das Todesurteil über Heinrich, oder darin ein Symbol zu suchen, das zu bedeuten hätte, der alte grüne Heinrich ist tot, nun steht ein neuer auf. „Beides taugt nichts", sagt Vischer, aber er nimmt einmal die letztere, später von Brahm [81]) angegriffene Deutung als richtig an und fragt von ihr aus zunächst — wir haben die Gliederung des Aufsatzes in „Dichterpersönlichkeit" und „Kunstform und Kunsttalent" schon erwähnt —: „Was für ein Dichtersmann ist es, der doch wirklich auferstanden aus dem Grabe des grünen Heinrich vor uns steht?" Die Antwort gibt in ihrer einfühlenden, die seelische Wirkung von Kellers Dichtung nachschaffenden Sprache den innersten Eindruck Vischers wider: „Nun, ein Dichter, bei dem es einem einmal wieder wohl wird: . . . Froh wird man bei ihm; Lebensgefühl strömt ins Herz, von gesundem Wein des Lebens erquickt, geht man von dannen. Auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau, denn er

[81]) O. Brahm, Kritische Schriften 1915.

trägt ein standhaft Mannesherz in der Brust, Schicksalssinn und die gesundkühle Klarheit des Denkens."

Auf diesem Grundton bauen sich harmonisch die folgenden Betrachtungen auf. Es wird gezeigt, daß Kellers Ironie jenen „Goldgrund der Liebe" hat, daß auch Züge da sind, die sich „Jean Paulisch fühlen". Keller hat „eine unserem sentimentalen Humoristen tief verwandte Ader". Aber dieser Vergleich wird hier, lange bevor das Keller selbst gegenüber Adolf Frey [82]) tun mußte, auf die Zeit vor seiner Reise beschränkt und auch dort nur teilweise berechtigt genannt. Denn Kellers Gefühlsamkeit „ruht nicht auf abstraktem Idealismus, und sein Humor ist daher nicht eine Kur, welche sich dieser stets aufs Neue zu verordnen hätte". Eine schlichte „Lehre" ist aus sämtlichen Novellen herauszuspüren? „Toren seid ihr alle, Menschen dürft ihr sein, aber treibt's nicht zu arg! Sonst geht's krumm und schlimm! Sonst folgt der Sturz ins Elend, im besten Falle der Purzelbaum in die Lächerlichkeit." Mit dieser überaus einfachen Wahrheit stellt sich Kellers reiche Phantasie auf den „Grund gesunder Trockenheit", ohne den einmal „nichts Vernünftiges und Geradwüchsiges werden kann". Nachdem dieser Grund an vielen Stellen aus Kellers Werken gezeigt worden ist, wird weiter gesagt, daß es nicht Armut sei, wenn Keller einfache Themata wähle. Sondern er erprobe daran „eine reine und solide Kunst", es sei ein „lebenstüchtiger Realismus in jenem guten Sinne des Wortes, der die echte Idealität in sich begreift". Keller ist auch ein „denkender Geist, dem der Zweifel nicht fremd ist" und gerade der ausgeprägte philosophische Zug stellt ihn „in die höhere Rangordnung der Dichter". Vischer weilt bei diesem Zug mit besonderer Liebe und seine Beobachtungen über des grünen Heinrich kindliche Theologie, über Kellers Stellung zur Religion überhaupt, über weltanschauliche Fragen und schließlich über den „mit dem Ernst des Denkens Hand in Hand gehenden Ernst der sittlichen Betrachtung" werden uns wertvoll sein, wenn wir später seine eigenen Anschauungen in diesen Dingen den Kellerschen gegenüberstellen.

Nachdem so die verschiedenen Züge zu einem Gesamtbild der Dichterpersönlichkeit zusammengetragen sind, geht Vischer dazu über, Keller in seinem Schaffen zu betrachten. Eingehend werden alle Seiten seines K u n s t t a l e n t s abgewandelt. Bei der Schilderung von Kellers Naturgefühl wird hervorgehoben, daß er „seine Anschauung durch Malerstudien geschärft habe" und an den ähnlichen Vorgang bei Goethe erinnert. Auch auf Jean Pauls Fähigkeit der unio mystica mit der Natur wird hingewiesen, aber bezeichnenderweise gesagt: „G. Keller bedarf keiner Anleihe, er ist ebenbürtig." Der Zusammenhang von Natur- und Gemütsstimmung

[82]) A. Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller, Leipzig 1893.

bei Keller wird dadurch betont, daß Vischer nun dessen Kunst, gesättigte Stimmungen hervorzurufen, und die Voraussetzung hierzu zeigt: „Er hat die ganze Kraft der Sinnlichkeit, die zum Dichten gehört; die Liebe geht in mannigfachen Formen durch den grünen Heinrich, durch die Novellen, nirgends aber fehlt ihr der Nerv, der aus Naturtiefen durch diese Leidenschaft zuckt.“ Wenn Keller „heiß, saftig, feurig“ ist, so bleibt er doch „auch im heißen Element rein, ist kein Wieland“.

Beim Verfolgen der Charakterzeichnung verweilt Vischer lange im Anschauen des „wie eine sanfte Geistererscheinung in einem Traum und doch freundlich und nahe wirkenden Bildes der väterlichen Großmutter des grünen Heinrich“. Wer dieses Bild gezeichnet, versteht es im streng Realen ideal zu sein, um das Lebenswahre den Schleier zu ziehen, der ihm den Zauber des ahnungsvollen Traumes gibt“. Nachdem auch das Mädchenvolk, die tüchtigen Männercharaktere und zuletzt die Reihe der Originale und Gecken vorübergezogen sind, wendet sich Vischer zu den „Kleinzügen“, die Keller immer bedarf, um seine Bilder „bis zur ganzen Wahrheit und Eigenheit des Lebens zu kondensieren“. Sie sind nicht aus Notizen geschöpft, sondern im Fluge geschossen, wie Goethe sagt, ohne Sorge, „daß sie im Gedächtnis nicht wiederum aufleben und sich just da niederlassen, wo sie hingehören“. Hier fehlt eigentlich ein Hinweis auf Jean Paul, der allerdings seither von anderen oft nachgeholt worden ist [83]). In der Hauptsache werden aber gewöhnlich nur die „Raritätensammlungen“, etwa der Erinnerungskram Züs Bünzlins und des vergnügten Schulmeisterleins nebeneinander gestellt. Mir erscheinen gerade die kleinen aber ungemein charakteristischen Handlungen solcher Gestalten auf eine ähnliche Handhabe der Kleinzeichnung hinzudeuten. Solche Handlungen sind etwa: Wenn Pankrazens Schwesterlein Kanäle in den Kartoffelbrei gräbt, um sich die fette Brühe zuzuleiten, und bei Jean Paul der junge Maria Wuz, wenn er dem Pfefferkuchen, den er seinem Mädchen mitbringen will, zunächst die Ecken abbeißt, damit er runder und schöner sei, und ihn immer vieleckiger macht und zuletzt ganz aufißt, um sich dann getrost zuzugeben, daß er in der linken Hosentasche ja noch einen Kuchen verborgen hat.

Die Genremalerei verläßt Keller, wo „starker Inhalt großen Stil fordert und er malt mit breitem Pinsel in wenigen Strichen den Umriß einer Judith, einer Frau Amrain oder eines Vitalis. Dann ist von bewegten Szenen die Rede und wie Keller niemals analysiert, sondern seine Menschen aus ihren Worten und Handlungen erkennen läßt. Umständliche Motivierung ist nicht seine Sache. Er hält es darin mit Shakespeare, aus dem

---

[83]) Vgl. u. a. Jaeggi, Keller und Jean Paul, Bern 1913.

hierfür einige Beispiele angeführt werden, worauf Vischer fortfährt: „Keller, dessen geistdurchdrungener Realismus wirklich zu Shakespeare sagen darf: Es ist in mir etwas von Deinem Geist! geht in demselben Sinne weit mehr darauf aus, Situationen zu gewinnen als zu motivieren." Dieses Vorgehen wird „der Akt dichterischer Kompression" genannt, „die wieder ausstrahlt, nachdem sie vollzogen ist". Auch vom dämonischen und tragischen Moment ist die Rede, von der Mischung von Ernst und Komik und schließlich von dem frei spielenden Humor, vor allem der „närrischen Vorstellung".

Den „Sieben Legenden" wird eine besondere Betrachtung gewidmet und wir werden darin nunmehr auch eine Erklärung dafür finden, daß Vischer sie in jenem Brief (s. S. 24) keinen ganzen Beweis, was Keller könne, genannt hat. Jenes Urteil war eben nicht qualitativ gemeint, bezog sich nicht auf die dichterische Ausführung, sondern nur auf das begrenzte poetische Gebiet der Legenden, als das der „traumhaften Phantasie". In der Studie wandelt sich, was damals tadelnd klang, sogar zum Lob; denn hier heißt es: „Es ist eine wirkliche Probe des Dichters, ob er auch traumhaft dichten kann."

Zum Schluß noch einmal auf das Ganze eingehend, stellt Vischer zunächst Mängel der Komposition am „Grünen Heinrich" und noch am „Pankraz" fest, um dann als Musterbeispiel „Romeo und Julia" eine „äußerst wohl durchgebildete, satte und runde Komposition" zu nennen. Auch in bezug auf „derbe Stellen" hat Vischer manches auszusetzen, was, wie wir hören werden, Kellers Widerspruch hervorrief. Vischer schließt aber mit einem reinen Klang, indem er zuletzt Kellers Kunst des Gleichnisses, welches „das Einleben der Seele in das Tote und Ungeistige" bewirkt, schildert, vorher aber rühmend die Sprache des Dichters behandelt. Im „Grünen Heinrich" noch nicht überall gleichmäßig, ist sie doch in der Jugendgeschichte „frisch, warm, saftig, angegossen der beseelten Anschauung des Auges". Aus den Seldwylern und den Legenden glaubt Vischer entnehmen zu dürfen, daß Keller seinen Stil am Luther-Deutsch, an alten Novellen und Chroniken gebildet habe. Seine Sprache wirkt nicht geschrieben, sondern gesprochen. Bei ihm „rinnt und quillt es von innen heraus und daher auch behaglich erquickend wieder hinein in das Ohr des Lesers. Man steht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher, durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätschern und rauschen, niederfallen in tieferen Tönen, dann leise murmeln, die sprühenden Töne sind weich, stark, zart, geheimnisvoll, feierlich und wieder kosend und immer erfreuend, immer gefällig. — Man glaubt auf der Riva, dem Molo zu stehen und einen Volkserzähler wie in alten Zeiten fabulieren zu hören".

Noch bevor Keller den Aufsatz ganz kennen gelernt hatte, erzählte

er seinem Verleger Weibert am 36. Juli 1874[84]): „Ich habe in Wien noch einen Teil der Arbeit des Herrn Prof. Vischer gelesen, welche er in der Allgemeinen Augsburger Zeitung über meine Unwürdigkeit veröffentlicht und dieselbe zugleich beehrt und beschämt. Ein so ausführliches Eingehen ist mir noch nie widerfahren, oder richtiger gesagt, begegnet und es freut mich sowohl die Kritik als das Lob beides gleich; auch kann ich sagen, daß ich zum erstenmal das hervorheben und zitieren höre, was was man in der Stille, wie das so zu geschehen pflegt, hervorgehoben zu sehen wünscht. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir nach Abschluß des Ganzen die betreffenden Nummern ankaufen lassen und schicken könnten." In Brixlegg (Tirol), von wo dieser Brief geschrieben ist, hat Keller, wie er später Vischer mitteilte, auch den Schluß der Studie erhalten von einer „englisch-wienerischen Alte Burg-Bewohnerin (Matzen bei Brixlegg), die sämtliche Nummern hatte und stolz darauf war, den Gegenstand einer solch stattlichen Auseinandersetzung persönlich betrachten zu können"[85]).

Durch seine Bemühungen bei Weibert zeigt Keller, welchen Wert er auf den Aufsatz legte, und eine so ausdrückliche, auch später wiederholte Erklärung, daß erstmalig die heimlichen Wünsche auf Hervorhebung der von ihm selbst am eignen Werk zumeist geliebten Stellen erfüllt worden seien, zeugt unwiderleglich für die Bedeutung, die er für seine Person der Studie Vischers beimaß. Daher ist es auch erklärlich, wenn er auf die Bemerkungen Emil Kuhs, der im Laufe des Sommers in seinen Briefen immer wieder Vischer angriff[86]), gar nicht einging. Da Kuh sich zuerst, wie wir ja hörten, sehr lobend über den Aufsatz ausgesprochen hatte, scheint es wohl der Ärger, daß Vischer auf seine ihm selbst in Stuttgart abverlangten Bemerkungen keine Rücksicht genommen habe, gewesen zu sein, der ihn nun so hart über die Arbeit urteilen ließ. Daß Vischer den „Grünen Heinrich", wenn er ihn auch in formaler Beziehung immer wieder „ein Jugendwerk" nannte, inhaltlich mindestens ebenso als „hochbedeutend" erkannte wie Kuh, mußte jedem verständnisvollen Leser aufgefallen sein. Keller hat auch gerade nach dem ersten Teil der Studie, der am meisten über den Roman handelte, Weibert seine Freude ausgedrückt und war im übrigen Vischer für die kritischen Bemerkungen dankbar. Kuh aber meinte, die Partie über den „Grünen Heinrich" sei schwach, ja ungerecht. „Ein schlechter Roman, aber ein hochbedeutendes Buch, für dessen Gang ins 20. Jahrhundert hinein ich bürgen möchte; dies hätte der Kanon sein müssen. Der ‚Grüne Heinrich' stellt die Spiel-

---

[84]) BE. Bd. 3 S. 114 f.
[85]) BE. Bd. 3 S. 144.
[86]) Züricher Taschenbuch 1904 S. 240 ff.

art des jungen Menschen, des unvollständigen Talentes dar, das zum Grünbleiben verurteilt ist. Und weil diese Spielart in tausend und abertausend Exemplaren vorkommt und vorkommen wird, darum ist der ‚Grüne Heinrich‘ ein außerordentliches Buch." Auf diese, das Künstlertum Heinrichs, der doch auch in der ersten Fassung des Romans nicht „grün bleibt", so erstaunlich außer acht lassende Anschauung hatte Keller nur die Worte übrig[87]): „Ihre Auffassung des ‚Grünen Heinrich‘ liegt mir auch nicht recht." Ein weiteres Eingehen darauf verschob er auf unbestimmte Zeit, und es ist denn auch tatsächlich nie mehr erfolgt. Was Kuh an der Gruppierung und der Heraushebung des Fabulisten und Humoristen bemängelt hatte, ließ Keller, wohl auch um nicht zu viel von sich zu reden, gänzlich unbeantwortet. Um die verschiedene Wertschätzung der beiden Kritiker durch Keller kennen zu lernen, vergleiche man nur einmal die Worte, mit denen er Kuhs Lob der Seldwyler einstreicht[88]), mit dem Dank, den er Vischer für seinen Essay abstattet[89]).

Letzterer hat allerdings lange genug auf sich warten lassen, es kam ihm sogar noch ein Brief Vischers zuvor, der ihm ein Anerbieten des Engelhornschen Verlags in Stuttgart vermittelte und auch an den Aufsatz anknüpfte[90]): „Möchte bei der Gelegenheit eigentlich viel mit Ihnen verkehren, aber das sind eigentlich Sachen nur zum Sprechen, z. B. die mißlungene Anlage meiner Anzeige, die zu den Zerstücklungen und Wiederholungen führte." Keller begann denn auch sofort ein Schreiben, in dem er zunächst das Angebot ablehnte und dann auf die Hauptsache einging: „Ich statte Ihnen erst spät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für alles, was Sie so freundlich aufmunternd und auch im kritischen Teil so nutzbringend und sachgemäß gesagt haben. Es ist die erste wirklich eingehende Arbeit dieser Art, die ich erlebt habe, und es hat mich alles gefreut, namentlich auch die humane Art, wie Sie das Kompositionsübel am ‚Grünen Heinrich‘ behandelten. Es verpflichtet mich diese Großmut, den tragikomischen und naiv-dummen Hergang gelegentlich noch einzugestehen und zu beschreiben." Diesen Gedanken auszuführen, meinte er in dem „curriculum vitae" für Paul Lindaus „Gegenwart" Gelegenheit zu haben, da er ja auch sonst „fast nichts gemacht und gelebt" habe, was sich dort sagen ließe, „namentlich nach solchen 24 Pfündern, wie Sie einen abgefeuert". Bei dem 24 Pfünder Vischers, dem Aufsatz „Mein Lebensgang", hält sich Keller noch etwas auf, bricht aber damit auch das Schreiben ab, das aber wohl gelegentlich in seiner Erinnerung

---

87) BE. Bd. 3 S. 124.
88) BE. Bd. 3 S. 133.
89) BE. Bd. 3 S. 143 ff.
90) DD. Bd. 9 S. 307.

auftaucht. Im Mai 1875 beklagt er sich bei Kuh[91]) über sich selbst: „Denken Sie, daß ich Vischer noch nicht über seinen großen Aufsatz geschrieben habe und daher noch nichts Direktes von ihm weiß, aus lauter Faulheit. Ein Brief ist seit 4 Monaten angefangen." Mehr als einen Monat später gab ihm dann endlich eine Arbeit Robert Vischers, des Sohnes seines Freundes, den Anstoß, jenes Schreiben zu vollenden und nun über Einzelheiten der Studie zu sprechen.

„Wegen Ihrer Aufsätze über meine Siebensachen muß ich aber doch ein bißchen widerbellen, natürlich nur unter uns, in zwei Punkten." Vischer hatte von „gewissen Knollen, Knorren, Batzen — unappetitlich, plump, unverdaulich" bei Keller gesprochen und auch die betreffenden Stellen genannt. Die Beobachtung, die übrigens gerechterweise auch aus Kellers Naturwüchsigkeit erklärt wird, ist für Vischers ausgeprägten Sinn für Reinheit charakteristisch. Uns ist dieser Zug auch schon als beiden Freunden gemeinsam bekannt, und es wundert uns daher nicht Kellers lebhafter Widerspruch. „Ihre strafende Bemerkung über gewisse Unzukömmlichkeiten, ‚Batzen', wie Sie es nennen, sind mir nur an zwei Orten verständlich und auch da sind die vermeintlichen Schweinereien eine tragikomische Folge einer an sich harmlosen Künstelei, die dadurch bestraft wurde." In der Legende „Die Jungfrau als Ritter" sollte gegenüber dem Frankreich verkörpernden Ritter Guhl der Geschwinde der den Panslawismus vorstellende Maus der Zahllose u. a. durch „lange, barbarische Nasenhaare als Zöpfchen" äußerlich als slawisch gemalt werden. Keller war nicht im entferntesten auf den für Vischer allerdings so verhängnisvoll naheliegenden Gedanken an „etwas wirklich Ekelerregendes wie Nasenschleim und dergleichen" gekommen, da der „Pfnüssel" ihnen anscheinend doch nicht gemeinsam war. Auch eine scheinbar bedenkliche Stelle aus den „Kammachern" wird mit gutem Grund als vollkommen harmlos dargetan. Keller wollte sie bei der zweiten Auflage korrigieren, „vergaß es aber glücklich". So ist denn überhaupt nichts von den gerügten Stellen geändert worden. Vischer aber hat bei dem Neudruck seiner Studie in „Altes und Neues" jenen Passus erheblich zusammengestrichen, alle scharfen Ausdrücke abgeschwächt, statt aller oben zitierten Worte nur „knollige Stellen" gesetzt und diese selbst auch nicht mehr angegeben.

Der andere Punkt, in dem Keller widerbellt, ist ein scheinbarer Angriff auf seine Originalität. Als solchen hatte er nämlich Vischers Bemerkung angesehen, daß man in „Spiegel das Kätzchen" eine „bestimmtere Nachbildung des altertümlichen, naiven Tones" fühle. Das Märchen sei aber, sagt Keller, stofflich ganz erfunden und die Komposition ohne alles Vorgelesene oder Vorgehörte gemacht.

---

91) BC. Bd. 3 S. 133.

Es waren also der „verjährten Quengeleien" nicht viele, die Keller in dem Briefe vorzubringen hatte. Umso gewichtiger aber wirkt die Bezeichnung „nutzbringend und sachgemäß" für den kritischen Teil von Vischers Arbeit, wenn wir diesen nun nach seiner Wirkung auf die Umgestaltung des „Grünen Heinrich" betrachten, mit der sich Keller schon seit einigen Jahren trug. Nur an sie kann Keller bei den obigen Worten gedacht haben, da die Kritik Vischers sich fast ausschließlich am Roman ausgewirkt hatte, während die Seldwyler und die meisten Legenden durchweg gelobt waren. Trotzdem also Vischers Anteil im ganzen wohl sicher ist, möchten wir jeweils doch nicht ihn den Urheber einer Änderung nennen, sondern uns meist auf den Hinweis beschränken, daß auch Vischer hier getadelt habe.

Es ist hier erforderlich, etwas weiter auszuholen. Man schreibt das Verdienst an der durchgeführten selbstbiographischen Form des neuen „Grünen Heinrich" Emil Kuh zu [92]), obwohl es nach Kellers eigenen Worten naheliegt, daß diese Idee auch dem Dichter selbst schon aufgetaucht war [93]). Es waren beinahe vier Monate ins Land gegangen, in denen sich seine eigenen Gedanken über die Umarbeitung beträchtlich entwickelt haben konnten, als er die Antwort Emil Kuhs auf den veralteten Vorschlag [94]), an die Jugendgeschichte Aufzeichnungen aus dritter Hand anzuschließen, erhielt. Was sollte ihn denn bei dem Eingehen [95]) auf Kuhs Ratschläge veranlassen, nachdem er so selbstverständlich von der autobiographischen Fortsetzung gesprochen hatte, gerade die Versetzung des Schlusses an den Anfang ganz ausdrücklich als etwas Neues zu bezeichnen, wenn nicht das Vorangegangene, weit Wichtigere für ihn jedenfalls vertraute Vorstellungen erhielt, „mit dem zusammentraf, was er selbst darüber gedacht". Keller erinnerte sich jedenfalls auch des tiefen Urteils Hermann Hettners, der noch vor dem Erscheinen des 4. Bandes 1854 den Kompositionsfehler auf genau die gleiche Art behoben wissen wollte [96]): „Vielleicht könnte man ohne weiteres den Roman mit dem Anfang der Jugendgeschichte beginnen und das Übrige in diesen hineinverweben, denn das Ganze trägt doch einmal die Haltung autobiographischer Bekenntnisse." Immer ist die Selbstbiographie, sei sie nun auf Kuhs Veranlassung aufgenommen oder nicht, eine Sache der äußeren Form, wie dieser selbst zugeben mußte: „Die vorgeschlagene Änderung wäre keine Umbildung des Gedichts." [97]) An der inneren Umgestaltung hat Kuh, der die auch von ihm getadelte

[92]) BE. Bd. 1 S. 567.
[93]) Züricher Taschenbuch 1904 S. 195 ff.
[94]) BE. Bd. 3 S. 33 ff.
[95]) BE. Bd. 3 S. 37.
[96]) Bae. Bd. 2 S. 242.
[97]) a. a. O. S. 197.

Komposition also recht äußerlich auffaßte, keinen Anteil. Denn bis zuletzt hielt er an dem Untergang des grünen Heinrich fest, indessen doch in dem „Lebenlassen“ des Helden die wesentliche Veränderung des Romans zu sehen ist. Er hatte schon in dem Aufsatz von 1871, der in Keller den Gedanken der Umarbeitung (der etwa so alt ist wie der Roman selbst) von neuem erregte und daher Kuhs eigentliches Verdienst darstellt, vom grünen Heinrich gesagt[98]: „Daß er zur Reife nicht gelangen konnte, dies hat der Dichter eindringlich bis zur durchsichtigsten Deutlichkeit zu zeigen verstanden.“ In diesem Sinne will er in jenem beratenden Briefe[99]) das Ende des Helden tragisch aufgefaßt haben. Es solle zwar nicht erzählt werden, aber „es bliebe eine offene Frage, über deren Beantwortung kein feinsinniger Leser sich täuschen könnte .... Daß ein Menschendasein derart isoliert bis auf den letzten Faden seelisch ausgesponnen, nicht neue Lebens- und Glücksknoten knüpfen wird: weiß der feinsinnige Leser“. Noch drei Jahre später, nachdem ihn auch die Studie Vischers nicht vom Gegenteil hatte überzeugen können, hielt er wie bekannt daran fest, daß Heinrich „zum Grünbleiben“ verurteilt sei[100]).

Keller, dem diese Auffassung jetzt „nicht lag“, hatte vor zwei Jahrzehnten Heinrichs Tod gegen Hermann Hettner verteidigt[101]), der seinen Zweifel über die Berechtigung des tragischen Ausgangs allerdings selbst stark eingedämmt hatte. Nun aber berichtet er auf einmal trotz Kuh, der ihn hätte bestärken können, an Wilhelm Petersen am 4. Juni 1876[102]), daß der grüne Heinrich erst als älterer Mann sterben solle. Dies geschah also knapp ein Jahr, nachdem Vischer den Dank für die „humane Art, mit der er das Kompositionsübel des Romans behandelt habe“ und für alles „nutzbringend und sachgemäß“ Gesagte erhalten hatte. Wenn also Vischers Studie in eine so entscheidungsvolle Zeit fällt, so ist es angebracht, ihre Stellung zu dem Ausgang des „Grünen Heinrich“ zu untersuchen.

Wie wir sahen, setzt Vischer das Problem des „grillenhaften Schlusses“ an den Anfang seiner Betrachtungen. Für ihn ist der Tod Heinrichs unmotiviert, er versetzt den Leser in eine „Klemme zwischen Wahrheit und Dichtung“, in die Wahl, eine selbststrafende Absicht des Dichters oder „eine phantastische Symbolik“ anzunehmen. Vischer begründet ausführlich seine Erwartung einer anderen Entwicklung des Romans. Er schildert den äußeren Niedergang Heinrichs in München, beugt aber dem Mißverständnis

---

98) Emil Kuh's Kritische und literarhistorische Aufsätze, Wien 1910, S. 345.

99) Züricher Taschenbuch 1904 S. 197.

100) Züricher Taschenbuch 1904 S. 240.

101) BE. Bd. 2 S. 368 f.

102) BE. Bd. 3 S. 181.

vor, „als habe Heinrich auch die Seele verlumpt". Er hat sich die Wahrhaftigkeit, den Stolz, die Keuschheit, die Strebkraft des denkenden Geistes bewahrt; man erkennt: Aus dem muß doch noch etwas werden, nur erkennt man nicht, was?" Er führt weiter aus, wie diese Erwartung durch das „zur Abrundung der Komposition sehr schön erfundene Motiv" des Grafenschlosses gesteigert, dann aber auf einmal durch das jähe Ende in der Vaterstadt enttäuscht wird. Da entringt sich ihm die „staunende Frage": „Also dazu haben die, obwohl krummen und dornigen Wege geführt, auf denen, wie es schien, ein Jüngling zum Manne reifen sollte?" Vischer hat es schärfer als andere gesehen, wo gerade der Keim zu einer Fortentwicklung Heinrichs lag: „Der Verfasser scheint auch Anstalten zu machen, seinen grünen Heinrich zu einem Mann des öffentlichen Wirkens zu erziehen. Er durchdringt und sättigt den Charakter seines Helden mit mannhaftem Bürgerbewußtsein und Spannkraft zum Streite gegen die mächtige Lüge und Unfreiheit."

Diese Gründe sind die gewichtigsten, die gegen den Tod des grünen Heinrich geäußert worden sind. Wenn Keller nun gegen die Meinung Kuhs den tragischen Ausgang änderte, so wird er darin eher Vischer als dem mehr oder weniger berufenen Beurteiler vor zwanzig Jahren oder gar dem gemütlichen Heiratsvorschlag Petersens[103]) gefolgt sein. Denn um Kuhs Ansicht, der er sich, wie die Streichung der „Nuditäten" beweist, doch sehr zugänglich zeigte, aufzuwiegen, bedurfte es schon eines Gegengewichts, wie es Vischers Urteil war. Wenn Keller sich fügte, dann hat er sich wohl den stärksten Argumenten gefügt. Es liegt auch schon deswegen auf der Hand, an eine Wirkung der Vischerschen Studie zu denken, weil Keller im Jahre 1871 mit dem Gedanken des „Lebenlassens" sicher nicht vertraut war, da er doch sonst das Nächstliegende zur Mitteilung an Kuh gewesen wäre und weil 1876 die Idee auftaucht, nachdem inzwischen ganz allein die eindringliche Stimme Vischers ertönt war. Vischer hat, nachdem er die neue Fassung des Romans gelesen, den veränderten Ausgang in der Nachbemerkung[104]) zum zweiten Druck seiner Studie 1881 freudig begrüßt. Aus seinen Worten geht aber gleichzeitig hervor, daß er sich bewußt ist, den Fehler des Schlusses deutlicher als andere hervorgehoben zu haben: „Durch den neuen Schluß erhält meine Ansicht recht, wonach man erwarten mußte, daß die Lebenserfahrungen des Helden ein positives Resultat haben werden."

Heinrich sei im Schlimmen übertrieben gezeichnet, meinte Vischer. Daß diese Übertreibung nun gemildert werden müsse, war ja klar, und da die „unbegreifliche und unverantwortliche Barbarei" Heinrichs: seine

---

[103]) Siehe BE. Bd. 3 S. 181 Anm. 2.
[104]) KrG. Bd. 6 S. 293 ff.

Mutter solange ohne Nachricht zu lassen, nur dazu diente, mit anderen ähnlichen Zügen sein Ende zu motivieren, so mußte sie jetzt von ihm genommen werden und Heinrich auf dem Grafenschloß auch den Versuch machen, an die Mutter zu schreiben. Auch die Zitate, die Vischer anführt, um Heinrichs übertriebenen Eigensinn bei der Liebe zu Dortchen zu kennzeichnen, sind beide[105]) geschwunden und haben feineren psychologischen Beobachtungen Platz gemacht. Von der Schuld an Lys' Tod wurde Heinrich entlastet. Vischer hatte den „blutigen Handel" überdies „mehr phantastisch als glücklich erfunden" genannt. Ein Wort des Grafen über den grünen Heinrich machte dessen Untergang besonders schwer verständlich: „Sie sind ein wesentlicher Mensch!" Vischer hatte diese Charakteristik hervorgehoben, und Kuh war ihm hierin in seinem Aufsatz über die Seldwyler[106]) im selben Jahre gefolgt. Nunmehr werden diese Worte ihrer inneren, von Vischer so sicher erfühlten Wahrheit für Heinrich gemäß, in einem viel bedeutenderen Zusammenhang gebracht[107]). Während früher der Graf diesen Ausdruck in das Gespräch kurz vor dem Abschied der beiden einfließen ließ, um Heinrichs „Ziererei" wegen der Erbschaft des Trödlers ein Ende zu machen, gebraucht er ihn in der zweiten Fassung, nachdem er gerade die Jugendgeschichte fertiggelesen hat. Er gibt damit die grundlegende Wahrnehmung wieder, die er in Heinrichs Lebensgang gemacht, dessen Beobachtung er sich zum Ziel gesteckt hat. Während die Stelle in dem früheren Zusammenhang bedeutete, er solle einsehen, daß ihm das Glück nicht unberechtigt zugefallen, sondern von seinem eigenen Wesen angezogen worden sei, als er „aus seinem Wesen heraus" die Spirallinien auf den Fahnenstangen des Trödlers zog, so heißt sie jetzt: „Sie sind ein wesentlicher Mensch, aber Sie leben in Symbolen, sozusagen, und das ist ein gefährliches Handwerk, besonders wenn es in so naiver Weise geschieht."

Mängel der Komposition, die Vischer besonders stark unterstrichen hatte, sind in der zweiten Fassung des Romans ausgeglichen. Der Künstlerfestzug, den Vischer „halb trocken chronikartig nach einem Festprogramm gearbeitet, halb mit breiten Betrachtungen und Belehrungen gemischt", nannte, war schon vorher von Hettner scharf getadelt worden. Dagegen hatte Hettner die „autodidaktischen Bildungskapitel" gegenüber Keller verteidigt[108]), der selbst Bedenken dabei hatte. Vischer aber meinte: „Die wissenschaftlichen Studien im vierten Band sind an sich natürlich kein unorganisches Motiv: Als Maler verunglückt, betritt der Held hiermit einen

[105]) Vgl. KrG. Bd. 6 S. 243, dazu EF. Bd. 2 S. 477 u. 454; KW. Bd. 2 S. 459 ff. u. 424.

[106]) Siehe S. 54 Anm. 1, S. 361.

[107]) EF. Bd. 2 S. 505; KW. Bd. 2 S. 410.

[108]) Bae. Bd. 2 S. 281.

neuen Weg, sich zum Menschen zu bilden; wir haben auch den Gedankenreichtum dieser Partie gerühmt; das alles ist aber so gedehnt, erscheint so sehr als eine persönliche Abmühung, um Wahrheit zu entdecken, daß es mit dem Zweck der Komposition, mit der Aufgabe eines Kunstwerkes verglichen als eine stoffartige Masse aus dem Ganzen herausfällt, soviel Wert es an sich auch haben mag." Vischer stellt sich in dieser Kritik allein neben den Dichter und hat, indem er ihn in seinen Bedenken bestätigte, Teil daran, daß heute die anthropologischen Studien organisch wirken.

In bezug auf die Heimatträume des grünen Heinrich, die ja auch Hettner gekürzt haben wollte, ist Keller auf das von Vischer Vorgebrachte eingegangen: „Im zweiten Teil (von der Brücke) mischt sich störend die hellwache Allegorie in die Traumdichtung." Keller hat den Traum zwar nicht so sehr inhaltlich verändert, aber er hat ihn vor dem Vorwurf der Allegorie geschützt, indem er ihn selbst durch den Mund Heinrichs aussprach, der seine Träume „buchgerechte Allegorien nach irgendwo gelesenen Mustern mit Schulwörtern und satirischen Beziehungen" nennt[109]).

„Ab und zu ist immerhin auch im komischen Gebiet eine Lücke übersehen oder eine Unwahrscheinlichkeit gewagt": Dies konnte Vischer, der dem Dichter mit Behagen in das Reich der „närrischen Vorstellung" gefolgt war, nicht verschweigen. Aus dem „Grünen Heinrich" führte er dafür als Beispiel den „rein tollen Untergang Ölfingers" an[110]). Diese Gestalt, nun Wurmlinger heißend, geht in der neuen Fassung nicht mehr zugrunde, sondern nachdem der nackt vor der Gesellschaft Hertanzende sich in den See gestürzt, wird die Fabel rein närrisch weitergesponnen: „Glücklicherweise fiel er in den Bereich eines weitläufigen Fischernetzes, das die in zwei Kähnen arbeitenden Fischer in diesem Augenblicke zusammenzogen und den Mann buchstäblich als einen zappelnden Fisch einheimsten und retteten." Diese Umgestaltung ist sicherlich auf die Rechnung Vischers zu setzen, und damit ist alles von ihm Beanstandete geändert worden und dies häufig wohl unmittelbar veranlaßt durch die Studie.

Als Vischer die „Leute von Seldwyla" besprach, konnte er die beiden letzten, erst Ende des Jahres erscheinenden Geschichten noch nicht mit einbeziehen. Keller lag aber gerade an dem Urteil Vischers über das „Verlorene Lachen" sehr viel, da er mit ihm in Zürich schlimme Erfahrungen gemacht und auch Kuhs Anzeige der Seldwyler in der „Wiener Abendpost" vom 28. Dezember 1874 sie übergangen hatte. Als daher Vischer ihm am 29. Januar 1875 mitteilte[111]), er habe, eigentlich

---

109) KW. Bd. 2 S. 360; vgl. EF. Bd. 2 S. 389.
110) EF. Bd. 1 S. 438 ff. (bes. S. 444); KW. Bd. 1 S. 324 ff. (bes. S. 328).
111) DD. Bd. 9 S. 307.

eine „Sache nur zum Sprechen", der Frau Heim ein paar flüchtige Bemerkungen über die letzte Novelle geschrieben, da muß Keller noch am Tage der Ankunft des Briefes zu der gemeinsamen Freundin gegangen sein, um Vischers Meinung zu erfahren. Denn am 31. Januar 1875 klagte er Hermann Hettner ziemlich bitter[112]): „In Wahrheit aber hat es mir gut getan, daß Du die letzte Geschichte vom „Verlorenen Lachen" mir aufrecht hältst. Vischer in Stuttgart scheint sie, laut einem hierher geschriebenen Brief für tendenziös und zu lokal zu halten. Hienach dürfte man sich aber durch kein Konkretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstrakt schulmäßig." Man sieht, wie schmerzlich es ihm war, gerade von Vischer in dem für ihn neuartigen novellistischen Versuch an einem so aktuellen Problem nicht bestärkt zu werden. Wie nahe ihm dies ging, zeigt die Schnelligkeit seiner Reaktion und die lange Zeit, in der ihm das fatale „tendenziös und lokal" beschäftigt. Noch am 18. Mai schrieb er an Kuh[113]): „Aber mit der letzten Novelle haben Sie mich verräterisch im Stiche gelassen, wie Vischer, der sie, wie ich hörte, zu tendenziös und lokalisiert gefunden hat, und hatte ich gerade geglaubt, ein allgemein wahres Gesellschaftsbild der Gegenwart auszuhecken und nach den Absonderlichkeiten etwas Wohlgezogenes zu liefern."

Im Juni folgte endlich die Fortsetzung jenes unterbrochenen Dankbriefes für Vischers Studie. Die Unterbrechung war sicherlich auf die Verstimmung wegen des „Verlorenen Lachens" zurückzuführen, denn der Brief war ebenfalls am Sonntag den 31. Januar 1875 begonnen worden, sofort nach Erhalt des Vischerschen Schreibens. Es scheint nun, daß Keller, als er sich im Schreiben unterbrochen hatte, um sich bei Frau Heim zu erkundigen, infolge des ungünstigen Ergebnisses den Brief nicht fortgesetzt, sondern sich an Hermann Hettner gewandt hat. Viele Monate später ging er dann endlich auf das bei Frau Heim Gehörte ein und bemühte sich zunächst, das Urteil zu verstehen: „Ich glaube, der Hauptfehler liegt darin, daß es eigentlich ein kleiner Romanstoff ist, der novellistisch nicht wohl abgewandelt werden kann. Daher vieles zu deduzierend und resumierend vorgetragen werden mußte, anstatt daß es sich anekdotisch geschehend abspinnt, daher der tendenziös langweilige Anstrich." Keller weist mit dieser Erklärung sichtlich auf Vischers Studie zurück. Er führt den „tendenziös-langweiligen Anstrich" auf einen Mangel zurück, der sich auch Vischer dargetan haben mußte. Denn Vischer hatte gerade die Ersetzung der Motivierung durch die Situation als Kellers starke Seite nachgewiesen. Hier aber fehlte es stellenweise an solcher gewissermaßen

112) BE. Bd. 3 S. 128.
113) BE. Bd. 3 S. 133.

unausgesprochenen Motivierung: hier war, z. B. in der Schilderung des Pfarrers von Schwanau, statt anekdotisch anschaulichen Geschehens resumierender Vortrag. Die stofflich-inhaltliche Berechtigung der Novelle wird von Keller verteidigt. Vischer hat nach dieser Erklärung des tendenziösen Scheins und nachdem alle „Sachen zum Sprechen" bei einem neuen Besuch Vischers im Herbst 1876 wohl gründlich vorgenommen worden sind, in der Nachbemerkung von 1881 das böse Wort vermieden, ja im Gegenteil gesagt, es fehle nicht „an wohlbegriffenen und lebendig exponierten Situationen". Doch hielt er daran fest, daß „der Leser, dem manches Lokale fremd sei, schwer darin heimisch werde", und diese Meinung rührt wohl daher, daß ihm selbst das „Lokale" zu bekannt war. Ermatinger hat versucht, wie er Hettners Lob des „Verlorenen Lachens" aus dessen Zuneigung als Feuerbachianer erklärt, auch Vischers Kritik als vom Hegelschen Standpunkt aus geschehen zu bezeichnen [114]). Wir müssen aber, ganz abgesehen davon, daß er damals in religiöser Hinsicht von Hegel sich schon ganz frei gemacht hatte, Vischer doch mehr Objektivität zutrauen. Er urteilt nie nach der Weltanschauung eines Werks, sondern nur danach, ob die richtige Mischung zwischen weltanschaulichen und poetischen Elementen gelungen sei.

„Auch Einer".

Nach der Gelegenheit zu mündlichem Gedankenaustausch im Herbst 1876 brachte erst der 70. Geburtstag Vischers im nächsten Sommer die beiden wieder miteinander in briefliche Berührung. Wir haben Kellers herzhaften Glückwunsch bereits wiedergegeben. Für Vischer war zu jener Zeit „Poetengruß ein ermutigendes Zeichen", da er selbst „mit ziemlich bösem Gewissen auf einige Zeit unter die Poeten gegangen" war. So brachte er denn in der Antwort die Bitte um Erlaubnis vor, Keller als „Barden Guffrud Kullur" in die Pfahldorfgeschichte, von der er schon beim Besuch gesprochen, einführen und gleichzeitig Kellers Gedicht „Stille der Nacht", der „Situation akkomodiert" aufnehmen zu dürfen. Kellers Zustimmung und die Art der Ausführung, die getreue Zeichnung seines Wesens in dem Bardengewand und die Auslegung des Verhältnisses Kullurs zu dem Druiden Angus (Heinrich Lang) sind zur Genüge bekannt [115]) und brauchen hier nicht wieder vorgeführt zu werden. Uns interessiert vielmehr, was Keller über den „Auch Einer" als Ganzes äußerte. Wie wichtig für

---

[114]) BE. Bd. 1 S. 522. Man darf sich auch Hettner nicht als einseitigen Feuerbachianer vorstellen, da dieser selbst einmal die Worte gebrauchte: „Atheismus oder Pantheismus, oder wie man unsere menschlich freie Anschauungsweise sonst bezeichnen will" (Bae. Bd. 2 S. 242).

[115]) VW. Bd. 1 S. 374; vgl. dazu besonders Kürbs, Studien zur Pfahldorfgeschichte, Diss. München 1914, und Feilbogen, F. Th. V.'s „Auch Einer", Zürich 1916.

Vischer diese wie jede Meinung war, wird uns klar, wenn wir sehen, mit welcher Empfindlichkeit er auf die Beurteilung dieses Werkes reagierte, das für ihn als seine höchste künstlerische Leistung nach aller Theorie und Kritik doch eine abschließende Bedeutung hatte. Keller bedankte sich am 15. November 1878 für das ihm durch den Verleger zugesandte Buch [116]: „Eine große Überraschung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfgeschichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologes vor mir sehe, wie ihn unsere Literatur kaum ein zweites Mal besitzt." Der Ausdruck „Monolog" sollte aber keine Formbezeichnung sein, da das Werk auch für den Namen eines Romans „hinlänglich plastisch und schlüssig komponiert" sei. Damit erhielt Vischer Unterstützung in einem Punkt, wo er die Berechtigung der Angriffe auf den „Auch Einer" meinte zugeben zu müssen. Er selbst glaubte, die Dichtung höchstens als „Capriccio", nicht aber als „Roman" bezeichnen zu dürfen. Keller erkannte, wo andere weniger Tiefblickende nur Teile sahen, die innere Einheitlichkeit des Werkes: Mit dem „Monolog" meinte er „nur den testamentartigen Charakter des Buches, welches auf jeder Seite, nach allen Ausstrahlungen hin das Wesen einer und derselben Person ausspricht. Außerdem aber verschmilzt ja der rhapsodisch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weise; es ist überall der gleiche stürmische Fluß der Darstellung". Bedenken hatte Keller nur gegen die Grabaufwühlung, die ihn an Victor Hugo erinnerte, und wegen des richtigen Maßes der „katarrhalischen Tragikomik". Ein „Hauptkompliment" aber machte er den lyrischen Einlagen. „Das Lied oder die Romanze von der Nagelschmiedin könnte einen der besten Plätze in Mörikes Gedichten beanspruchen und damit auch in allen anderen Büchern bester Lyrik."

Trotz Kellers für uns ganz deutlicher ehrlicher Bewunderung für den „Auch Einer" scheint Vischer mit dem Urteil nicht zufrieden gewesen zu sein, wie aus seinem Schweigen hervorgeht. Er war augenscheinlich ganz nur darauf eingestellt zu hören, daß man ein ergreifendes Menschenschicksal miterlebt habe, was Keller wohl nur deshalb nicht aussprach, weil es für ihn selbstverständlich war. Vischer reagierte nervös, wie er selbst merkte, auf den leisesten Tadel. Vielleicht unter dem Eindruck von Kellers Bemerkung schrieb er wenige Tage später, am 23. November 1878, an Richard Weltrich [117], das „Leiche-Durchbohren" sei lange überlegt. „Man versuche es wegzunehmen: der Traum am Schluß, speziell das Brandmerkmal auf Goldruns Stirn zerfällt und Cordeliens Lichtbild verliert einen Teil seiner Folie. Alle Leser isolieren: Sie nehmen heraus und stellen getrennt vor sich hin, was im Zusammenhang zu nehmen ist, darin flüssig wird und an Kraßheit verliert."

116) BE. Bd. 3 S. 283.
117) Allgemeine Zeitung 1907 Nr. 122, Beil.

Vischer hat an Keller den treuesten Verteidiger des „Auch Einer" gefunden. Als François Wille die Dichtung in der „Frankfurter Zeitung" scharf beurteilte, geriet er deswegen mit Keller dauernd auseinander[118]). Hermann Fischer, ein gemeinsamer Bekannter Vischers und Kellers, berichtet[119]) von einer Unterredung, aus der hervorgeht, daß Keller, wenn er sagte, daß ein solches Werk kein zweitesmal in der Literaturgeschichte vorkäme, damit nicht die Erscheinung, sondern die Bedeutung des Buches meinte: „Als der Roman kurz erschienen war, hatte ich die Freude, mit Gottfried Keller über ihn zu reden. Da konnte herzhaft gelacht werden über so manche aus Vischers Gesprächen wohlbekannte Lieblingsvorstellung, der er sich nicht hatte versagen können ein Plätzchen zu gewähren. Auf einmal sah mich Keller mit seinen größten Augen an: „Sie sind doch aber auch der Ansicht, daß das eines der bedeutendsten Werke ist, die unsere Literatur aufzuweisen hat?"

Die letzten Jahre.

Von dem Wiederabdruck der Keller-Studie in „Altes und Neues"[120]) ist schon mehrmals die Rede gewesen. Vischer schrieb hierzu bei der Überarbeitung 1880 eine kurze Vorrede[121]), daß nun auch die „Züricher Novellen" zu besprechen seien, welche auch die ältere reizende Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" brächten. Daß Vischer schon, als es in Auerbachs Kalender erschien, an dem „Fähnlein" seine Freude gehabt hat, sieht man auch aus einer Fußnote zur Studie in der „Allgemeinen Zeitung" von 1874, welche es „eine köstliche Erzählung" nennt. Von einer Besprechung der „Züricher" müsse aber abgesehen werden, da in sie auch die neue Fassung des „Grünen Heinrich" hineingezogen werden müßte, deren vierter Band geduldermüdend auf sich warten lasse. Wann dieser endlich erschienen sei, dann erwachse auch die Aufgabe, Keller einmal mit C. F. Meyer zu vergleichen, der „ähnlich wie Keller" eine Kraft besitze, „das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken", aber allerdings „an Humor wohl nicht so reich wie G. Keller" sei. Diese Zusammenstellung ist wohl nur erfolgt, weil Vischer sonst keine Gelegenheit sah, C. F. Meyer seine Aufmerksamkeit zu widmen, die dieser denn auch bald mit Dank quittierte[122]).

Als die Studie nun gedruckt war, sah sich Vischer gezwungen, noch eine Nachbemerkung zu schreiben, in der zunächst von den letzten Seldwyler Novellen die Rede war. Über das „Verlorene Lachen" sind wir schon

---

118) A. Frey, F. W.; Allgem. deutsche Biographie.
119) Südd. Monatsh. 1907.
120) Heft 2, 1881.
121) KrG. Bd. 6 S. XXIII f.
122) Südd. Monatsh. 1906 S. 172 f. f.

unterrichtet. Das Urteil über „Dietegen“ hatte schon 1874 festgestanden. Vischer hatte damals in einer Fußnote am Schluß des Aufsatzes gesagt, er kenne diese Novelle aus den ersten Aushängebogen, sie sei „ein wahres Juwel“ und er müsse „bitter ungern vor ihr schweigen“. Dasselbe schreibt er auch jetzt und hebt hervor, daß der Anfang „köstliche Belege zu Kellers Talent“ in der „närrischen Vorstellung“ liefere. Der eigentliche Anlaß zu der Nachbemerkung ist aber, daß Vischer nunmehr den vierten Band des „Grünen Heinrich“ kennengelernt hatte. Dieser war schon längere Zeit erschienen, ihm aber durch Weibert vorenthalten worden, so daß er die uns bereits bekannte Besprechung des neuen Schlusses auf diesen „Zusatz“ beschränken mußte. Er entschuldigte sich deswegen ausführlich bei Keller[123]), bevor er diesem das zweite Heft von „Altes und Neues“ schickte. Keller bedauerte[124]) ebenfalls sehr, daß Vischer zur „Abrundung der wohlwollenden Arbeit“ das Material nicht rechtzeitig erhalten habe. Er selbst trage ja auch einen Teil der Schuld durch die Verschleppung des vierten Bandes, für die er vor sich selbst aber doch eine Entschuldigung finde: „Die nahen Beziehungen zum eigenen Leben, die Schwere desselben und der verflossenen Dezennien drückten mir eben auf den Kiel.“ Vischer hatte Keller bei der Gelegenheit zwei Novellenstoffe „denunziert“: Der junge Wieland in der Schweiz mit der Geschichte vom Pfarrer Brechter und die Pegnitzschäferei in Nürnberg. Keller war dankbar, fand aber zunächst keine Zeit dazu und hat sie auch später nicht benutzt.

Damals entschuldigte er sich mit der Buchausgabe des „Sinngedichts“. Vischer hatte auch auf diese neue Sammlung angespielt: „Ihre Novelle ‚Das Sinngedicht‘ hab ich in meiner beständigen Zeitnot noch nicht gelesen. Man rühmt sie mir höchlich.“ Keller riet, mit der Lektüre zu warten, bis die Buchausgabe da sei. Aber diese erhielt nun Vischer durch einen Irrtum nicht, und mißtrauisch geworden, da er vermutete, sie sei bei Weibert erschienen, erkundigte er sich danach in einem kurzen Brief[125]): „Sie verstehen mich nicht falsch, wenn ich frage, ob Sie etwa Weibert den Auftrag gegeben haben, mir ‚Das Sinngedicht‘ zu schicken. Wenn dies, so melde ich, daß es nicht geschehen ist.“ Am selben Tag noch, da das Billett eintraf, am 20. Januar 1882, stellte Keller alles richtig und sandte ein Exemplar nach Stuttgart. Dazu schrieb er aber[126]): „Ich habe nicht das beste Gewissen wegen der neuen Novellchen. Sie bleiben bedeutend hinter dem zurück, was ich in der Vorstellung davon gedacht hatte, was eben das Schicksal alles Gemächtes ist.“ Vischer war aber ganz anderer Ansicht, und es ist sehr schade, daß seine Briefe nicht

[123]) DD. Bd. 9 S. 178 f.
[124]) BE. Bd. 3 S. 399 ff.
[125]) Bisher unveröffentlicht, im Besitz der Zentralbibliothek Zürich.
[126]) BE. Bd. 3 S. 443 f.

vollständig erhalten sind. Denn auf diese Sendung muß er geantwortet haben, da ihm das Sinngedicht unter allen Werken Kellers das liebste wurde. So gibt Ilse Frapan[127]), die uns auch erzählt, daß Keller sein „größter Liebling unter den Modernen war“, Vischers eigene Worte wieder: „‚Das Sinngedicht‘ möchte ich jeden Monat einmal lesen, so wohl wird einem dabei, nicht wahr? Diese innere blühende Fröhlichkeit, dieses Licht, das die Welt hell macht.“

Der zeitlose Wert, den Vischer den Dichtungen Kellers beimaß, kommt darin zum Ausdruck, daß er seine ästhetischen Theorien auch mit Beispielen aus dessen Werken stützte. Daß er auch in den akademischen Vorlesungen Kellers Namen hervorhob. Von den im Druck erschienenen enthalten die Vorlesungen über „Das Schöne und die Kunst“ eine Erwähnung Kellers. Hier heißt es bei der Behandlung des Humors (genauer: beim Witz)[128]): „Aber der beste und geistreichste Witz ist doch der, welcher in der komischen Vergleichung liegt; er beweist am meisten Talent. Er vergleicht Dinge, wo es niemand einfallen sollte zu vergleichen, und dann merkt man erst, daß es klappt. Gottfried Keller sagt in einer Novelle ‚Die Jäger zogen durch die Stadt, und die schrillen Töne ihrer Blechmusik schnitten durch den Abendhimmel wie ein schartiges Rasiermesser‘. Das ist vortrefflich.“

Als Keller im Juli 1883 wieder einmal Lust empfand, sich doch vor Torschluß noch etwas in eigener Kritik oder Essayistik zu versuchen, da fragte er Julius Rodenberg[129]): „Was würden Sie gelegentlich zu einer Zusammenstellung Vischers und Straußens als lyrische Dichter und Nichtdichter sagen, eine Würdigung des Talentes und lyrischen Bedürfnisses zwei so bedeutender und in so verwandter Lage befindlicher und sich nahestehender Männer?“ Die Frage ist wahrscheinlich angeregt durch die kürzlich erschienene Anthologie von Avenarius' „Deutsche Lyrik der Gegenwart“[130]), die auch von Vischer und Strauß Gedichte brachte. Außerdem stand Keller wohl noch stark unter dem Eindruck der „Lyrischen Gänge“[131]). Diese mögen darin, daß sie oft ein reiches Leben begleitende menschliche Beobachtungen darstellen, an das „Poetische Gedenkbuch“, das nach dem Tode D. F. Strauß' 1877 herausgekommen war, erinnern, vielleicht auch darin, daß die spätesten Gedichte auch die schönsten und tiefsten sind. Aber wie Keller es tat, wenn er Arnold Ruge Vischer gegenüberstellte (s. S. 21), so wird er auch hier ganz klar haben scheiden wollen, daß Vischer der „Dichter“ und Strauß der „Nichtdichter“ sei.

---

127) J. F., Vischer-Erinnerungen, Stuttgart 1889, S. 54.
128) S. 190.
129) BE. Bd. 3 S. 515.
130) Dresden 1882.
131) 1881.

Das lief auch Strauß gar nicht entgegen, der ja keinen lyrischen Ehrgeiz hatte und an den Eingang seiner Gedichte die Zeilen setzte:

„Ein Gedicht wußt' ich zu machen,
Aber Dichter war ich nicht."

Trotzdem war damit eine Betonung durch andere, daß er kein Dichter gewesen sei, überflüssig, und wir hören dann auch in der Folge nichts mehr von Kellers Absicht.

Als im Jahre 1887 die „Allgemeine Zeitung" den achtzigsten Geburtstag Vischers würdig zu begrüßen wünschte, da glaubte Otto Braun, ihr jahrzehntelanger Chefredakteur, keine geeignetere Feder finden zu können, als die Gottfried Kellers: ein Zeichen, wie sehr man die Vertrautheit der beiden Männer fühlte. Die Aufforderung Brauns, erwiderte Keller[132]) am 10. Mai 1887, habe ihn einige Überlegung gekostet: Wenn es sich um eine „akademisch gehaltene Würdigung des Jubilars, eine systematische Betrachtung" handle, so könne er sich der Leistung zurzeit nicht ohne Vorbereitung unterziehen, sei aber eine „freie Expektoration" statthaft: „So bin ich gern bereit, meinen Gefühlen dem verehrten Manne gegenüber, so gut ich es vermag, den Zügel schießen zu lassen und die Sache baldmöglichst zu erledigen."

So erschien denn am 30. Juni in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" jener Glückwunsch, der das bleibendste Denkmal dieser Freundschaft ist[133]). Eingangs erzählt Keller das hier schon wiedergegebene Erlebnis[134]), das ihm zeigt, „wie monistisch der Mann eingerichtet gewachsen ist", und schildert nach dem Wesen nun das Werk des Freundes: „Lang steht er schon auf der Höhe des Lebens unter der Halle seiner Werke; der goldene Abendschein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem Horizont und will nicht scheiden." Denn noch ertönt Lied auf Lied aus der Halle und das festgefügte Zimmerwerk wird abermals geprüft und gemessen. Aber Keller hält den Freund in seiner Selbstkritik auf. „Laß das Gebälke ruhig stehen, junger alter Herr!" Zwar, wie einst Strauß Vischer gestanden[135]), daß er sich bei der Ästhetik zunächst wie ein rechter Dilettant an die Erläuterungen der Sätze gehalten habe, so ist es auch Keller gegangen: „Wir müssen zwar bekennen, daß wir langehin uns mehr an den reichgewirkten Teppichen erbaut haben, die Du so verschwenderisch dran und drüber gehängt hast; mit der Zeit aber wurden wir gesetzter und fangen erst jetzt an, hinter die Teppiche zu schauen und rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüst in

---

132) Beil. „Der Sammler" z. München-Augsb. Abendztg. vom 17. Juli 1919.

133) Nachgel. Schr. S. 194 ff.

134) Siehe S. 9.

135) D. F. Strauß, Ausgew. Briefe, hrsg. v. Zeller, Bonn 1895.

des Meisters Sinn verstehen.“[136]) Und schön vollendet er das Bild, um Vischers weltanschauliche Weite, die unter kein Dogma noch System zu bringen ist, zu schildern: „Und wenn über dem gewaltigen Giebeldache nichts mehr als der blaue Äther steht, so ist uns das eben recht, weil aus diesem gerade nach der heutigen Kosmogonie ja doch alles kommt und dahin zurückkehrt, heute oder morgen!“ Ebenso bildlich klar stellt Keller den Freund in seiner Lehrtätigkeit vor, in seinem Kampf gegen den Ungeschmack, Roheit und Philisterei, „da ihm das Kleine am Herzen liegt und das Große“. Eins aber hebt er bezeichnenderweise besonders hervor: „Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur; denn als ein ganzer Mann erbarmt er sich ihrer, und, wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schar erlöster Tiere ins Himmelreich begleiten.“ Daß Keller auf diesen Zug so sehr sein Augenmerk richtet, kann uns nicht wundernehmen. Hatte doch einst Vischer in seiner Studie bei dei Betrachtung seiner Dichterpersönlichkeit auf ein „menschlich gutes Gemüt hindurchgesehen, das der Mißhandelten sich annimmt, die Tiere liebt, dem Schmetterling sein kurzes Sonnendasein gönnt“[137]). Wissen wir doch auch aus vielen persönlichen Äußerungen, wie sehr Keller sich in diesem Zug mit Vischer eins fühlen durfte. Heyses Novelle von der „Eselin“ war ihm lieb, „weil sie zu den wenigen guten Produktionen gehört, welche von dem leidenden Tiere handeln“[138]). Hermann Fischer erzählte er[139]), wie ihn eine von Mörikes „Spezialschönheiten“ entzückt habe: „Die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet hat in dem Märchen ‚Der Bauer und sein Sohn‘. Wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt streicht, die Worte: ‚Dem wackern Hansel geht's noch gut‘ usw., alles dieses ist geradezu herzerhebend, eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerk nicht wirksamer auftritt.“ Baechtold[140]) erzählt von Keller: „Eine besondere Vorliebe hatte er als Tierfreund für Darstellungen, in welchen die seufzende Kreatur zu Ehren gezogen wurde. Rührend waren ihm die alte, blinde Sau im ‚Münchhausen‘, die Rosse des Michael Kohlhaas, die hungrigen Ochsen in Mörikes Märchen, die Eselin in Heyses Novelle, der Hund ‚Krambambuli‘ usw.“

---

136) An Ludmilla Assing hatte Keller Ende 1857 geschrieben: „Der letzte Teil von Vischers Ästhetik, worin er die Poesie behandelt, hat doch einen großen Fonds von gesundem, tüchtigem Inhalt an Grundsätzen wie an Erfahrung“ (BE. Bd. 2 S. 466).
137) KrG. Bd. 6 S. 258.
138) BE. Bd. 3 S. 495.
139) BR. Bd. 3 S. 394.
140) Bae. Bd. 3 S. 297.

Wie dieser „Zug der Weichheit" Kellers einst für Vischer neben der sonstigen Herbe und dem strengen Sinn „umso schöner" dastand, so stellt hier Keller bei dem Freund wirksam dem Tiermitleid den Mannestrotz im Kampf für „Ehre, Stärke und harmonische Freiheit des Vaterlandes" gegenüber. Auch, wie Vischer „gegen Unbilde auch die eigne Sache unverhohlen verficht", bewundert Keller, um dann in dem Schlußwunsch die Worte zu prägen, von denen man seither erkannt hat, daß sie die besten sind, Vischers Gestalt und Wirken zu kennzeichnen. So werden sie seither in Literaturgeschichten und andernorts geführt, und als bei der Hundertjahrfeier von Vischers Geburtstag der Rektor der Technischen Hochschule in Stuttgart, wo Vischer einst gewirkt, einen Kranz an seinem Denkmal niederlegte, da tat er es mit Kellers Worten:

„Dem großen Repetenten deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!"

III. Geistesverwandtschaft.

Der persönliche Verkehr und die literarische Tätigkeit, die Vischer und Keller sich gegenseitig widmeten, legen es nahe, zu untersuchen, ob diese mannigfaltigen Berührungen sich nicht in ihren Werken niedergeschlagen, nicht in der gesamten künstlerischen Erscheinung eines jeden ihren Ausdruck gefunden haben.

Man könnte zunächst auch fragen, ob nicht Vischers reiche theoretische Tätigkeit unmittelbar auf Keller gewirkt habe. Aber Kellers ganzes dichterisches Schaffen zeigt ihn von Theorie und Kritik kaum beeinflußt, wo diese nicht ihm persönlich galt, wie etwa Vischers Studie dem „Grünen Heinrich". Die Anregungen, die Keller aus anderen als poetischen Werken schöpfte, sind doch immer so, daß sie wenigstens den Anstoß zu einer reizvollen dichterischen Vorstellung enthalten. Durch C. F. Meyer wissen wir [141]), daß Peter Bayles Ausspruch, ein Staat von lauter Gerechten könne nicht bestehen, die Idee zu den „Drei gerechten Kammachern" geweckt hat. Wie gering der äußere Anlaß für seine reiche Phantasie zu sein brauchte, wenn er nur die Möglichkeit einer poetischen Bildlichkeit in sich schloß, das zeigt auch, wenn Keller Vischer erzählt [142]), „Spiegel das Kätzchen" habe keine andere Unterlage als die Redensart seiner Mutter: „Der Katze den Schmeer abkaufen." Ähnlich anregend mag auch ein poetisches Bild gewesen sein, das Vischer in seinem 1858 erschienenen Aufsatz „Über das Verhältnis von Inhalt und Form in der Kunst" [143]) angewandt hatte. Keller schloß, als er am 25. Februar 1860 Auerbach

---

[141]) DD. Bd. 9 S. 23 ff.
[142]) BE. Bd. 3 S. 146.
[143]) KrG. Bd. 4 S. 210.

seinen Plan zu dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" vorlegte[144]), er werde sich bemühen „das Didaktische im Poetischen aufzulösen, wie Zucker oder Salz im Wasser, wie Vischer trefflich in einem seiner neueren Aufsätze sagt". Dieser schöne Vergleich mag ihm während der Arbeit an der Novelle vorgeschwebt haben, so daß die Mischung wohlgeriet und Vischer, der, wie beim Verlorenen Lachen ersichtlich, hierin so empfindlich, an ihr seine Freude haben konnte.

Vischers kritischer Fleiß hat in der Hauptsache aber wohl darin auf Keller gewirkt, daß er durch ihn sich zu eigner essayistischer Tätigkeit immer wieder angespornt fühlte. Als Vischer ihm 1873 das sechste Heft der „Kritischen Gänge" (neue Folge) geschickt hatte, das vor allem den Schluß der „Selbstkritik meiner Ästhetik"[145]) brachte, erwiderte[146]) ihm Keller, er sei für alles dankbar, was darin stehe, und gehe mit dem Gedanken um, ob sich nicht mit Bezug auf den ästhetischen Feldzug eine Art Zuzug mit einem bescheidenen Fähnlein bewerkstelligen ließe, nämlich durch eine Verlautbarung eines sich gewissermaßen als Objekt fühlenden Künstlerleins oder dgl., der sich darüber ausspräche, wie ihm dabei zumute ist. „Ich müßte mir aber die nötige Sicherheit im Ausdruck aneignen wegen der mir ungewohnten Schulsprache oder vielmehr die nötige Sicherheit im Vermeiden gelehrter Wendungen, da der Sprecher scheinbar mehr naiv und verwundert sich gebärden müßte über die Art, wie man mit dem Besten, an das er glaubt, umspringt, wobei er dann mit einer Anzahl von alten geheimen Hausmitteln und Handwerksregeln und Sprüchen, Rezepten u. dgl. ausrücken würde, zu diesem Zweck abgezogen und in drastische Form gebracht gegen die Geometer. Ich werde mir die Sache anhaltend überlegen und spruchreif werden lassen. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen gelegentlich eine Probe, wie ich das Ding meine, mitzuteilen, wenn ich erst so weit bin." Keller hat diesen Durchblick auf die Art seines Schaffens Vischer vielleicht auch nicht ganz ohne verborgene Absicht und im Hinblick auf die damals schon zur Sprache gekommene Studie tun lassen. Vischer seinerseits mag hier einen besonderen Grund gefunden haben, in dem Aufsatz so nachdrücklich von der „soliden" Kunst Kellers zu sprechen.

Indessen ist der Plan Kellers nicht zur Ausführung gekommen, wenn er auch im Juli 1875 wieder daran anknüpfte[147]): „Ich brüte immer über einer ästhetisch-literarischen Kundgebung herum, um einmal nach dieser Richtung hin etwas zu tun und mich aus dem mysteriösen Mutternebel einsamer Produzierlichkeit herauszuarbeiten. Aber die Zeit will fast nirgends langen."

---

144) BE. Bd. 2 S. 497.
145) KrG. Bd. 4 S. 222 ff.
146) BE. Bd. 3 S. 88 ff.
147) BE. Bd. 3 S. 148.

1. Weltbild.

Stellung zur positiven Religion.

Wir können also so gut wie keinen theoretischen Einfluß feststellen und heben hervor, daß dadurch, wenn wir auf Ähnlichkeiten stoßen, diese umso wertvoller sein werden, da sie nunmehr nur auf den Reiz und die anziehende Kraft der Persönlichkeit zurückgehen können, während eine theoretische Abhängigkeit ganz abstrakt und für ein innerliches Verbundensein belanglos sein würde.

Wenn wir die dem Schaffen Vischers und Kellers zugrunde liegende Weltanschauung untersuchen, so fällt bei beiden als erstes der nachdrückliche Gegensatz zur positiven Religion ins Auge. Es ist diese Stellungnahme ja in der zeitlichen Entwicklung begründet. Strauß hatte den Mythusbegriff auf die christliche Religion angewandt, Feuerbach im Gegensatz zum Hegelschen Standpunkt die Form als das Wesentliche der Religion gekennzeichnet, so daß also mit ihr, mit dem Mythus, das ganze Gebäude zerfiel. „Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen", sagt Jukundus im „Verlorenen Lachen" [148]). „Ohne Pigment keine Religion", meint A. E. [149]) und sein Urbild zweifelte schon 1844, ob eine Weltansicht auf rein sittlichen Grundlagen noch Religion zu nennen sei [150]). Schon früh hat Vischer die Hegelsche Ansicht, daß die Religion nur, was die Philosophie im Bergriff, in der phantasievollen Vorstellung habe, aufgegeben und wundert sich später [151]), wie er sie noch 1841 habe vertreten können. Keller ist — wir dürfen diesen Zug vom grünen Heinrich leicht auf ihn übertragen — schon vor der Feuerbachischen Berührung gefühlsmäßig gegen die Kirche eingestellt [152]): „Es gibt geborene Protestanten und ich möchte mich zu diesen zählen, weil nicht ein Mangel an religiösem Sinne, sondern, freilich mir unbewußt, ein letztes feines Räuchlein verschollener Scheiterhaufen, durch die hallende Kirche schwebend, mir den Aufenthalt widerlich machte, wenn die eintönigen Gewaltsätze hin- und hergeworfen wurden." Dieses „angeborene Gefühl" macht es dem sechzehnjährigen grünen Heinrich, als ihm Feuerbach zum ersten Male, freilich verzerrt, begegnet [153]), leicht, mit dessen Anhänger, dem „Philosophen" über das Christentum bald einig zu werden und in die Wette den „Krieg gegen Pfaffen und Autoritätslehre jeder Art zu machen", wenn er auch

---

148) KW. Bd. 3 S. 635.
149) VW. Bd. 2 S. 382.
150) KrG. Bd. 1 S. 178.
151) KrG. Bd. 6 S. 455.
152) KW. Bd. 1 S. 86.
153) KW. Bd. 1 S. 300.

an Gott und Unsterblichkeit festhält. Aber auch in ernsterer Unterhaltung mit dem Schulmeister[154]) protestierte er, „dem das Grübeln nach dem Wahren und Guten unerläßlich dünkte“, „gegen das spezifisch Christliche“, dem er „feindlich gesinnt geworden, ohne recht zu wissen warum“. Ja, er glaubte sogar, daß die von ihm geliebte Person Christi in ihrer Vollendung eine Sage sei.

Die gefühlsmäßige Art der Einstellung bei Keller scheint Vischer erkannt zu haben; er läßt nämlich den Barden Kullur in der Pfahldorfgeschichte den Druiden verprügeln, nicht aus einem bestimmten Grunde, sondern „einfach, weil er ihn und seinesgleichen überhaupt nicht leiden konnte“[155]).

Es ist Feuerbach gewesen, der Keller die von der positiven Religion hinweglaufenden gedanklichen Wege führte. Aber auch Vischer stimmt, wenn ihre endgültigen Weltanschauungen auch verschieden erscheinen mögen, hier in manchem mit Feuerbach überein. In der Heidelberger Vorlesung[156]), die Keller hörte, wiederholte Feuerbach, was er schon 1839 ausgesprochen, „die Religion enthalte nicht nur, wie Hegel behaupte, gemütliche Phantasiebilder spekulativer Gedanken, sondern vielmehr ein vom Denken unterschiedenes Element“: die „Sinnlichkeit“, wie er es nennt. Nicht in dem umfassenden Sinne Feuerbachs, aber auch nicht im gewöhnlichen Gebrauch des Ausdrucks, hatte Vischer schon vorher von der Sinnlichkeit gesprochen, als er vom Pietismus sagte[157]): „Indem er die Sinnlichkeit, dieses edle Werkzeug, diesen geflügelten Boten des Geistes verdammt, statt sie in vernünftigem Genusse der Weltfreuden zu bilden, stößt er sie in einen Winkel zurück, von wo sie, verleugnet, unbewacht, nur umso bestialischer als Hochmut, Rachsucht, wilde Wollust ausbricht.“ Aber es ist doch so, daß die unterdrückte, von der Wirklichkeit abgelenkte Sinnlichkeit, wenn ihr gestattet wird, sich um das abstrakte Denken zu legen, dort umso schädlicher wirkt. Später muß er also, nunmehr den Feuerbachschen Begriff im vollen Umfang anwendend, noch tiefer einsehen, „wie die Sinnlichkeit des Menschen nicht ruht, bis sie das geistig Reine mythisch vergröbert hat“[158]).

Schaden der Mythusbildung.

In der durch die Sinnlichkeit hervorgerufenen Mythusbildung liegt für Keller und Vischer die große Gefahr, daß sie, ein „Buch der Sage“[159]), geglaubt werden solle. In der Studie verzeichnet Vischer mit großer Ge-

[154]) KW. Bd. 1 S. 315.
[155]) VW. Bd. 1 S. 374.
[156]) „Über das Wesen der Religion“.
[157]) KrG. Bd. 1 S. 36.
[158]) KrG. S. 281 f.
[159]) KW. Bd. 1 S. 320.

nugtuung, wie der grüne Heinrich die „Sünden- und Bluttheologie“[160]) verabscheue, und zitiert u. a.[161]): „Was als geschichtliches Dokument vergangener Geistesträume von der größten poetischen Meisterschaft und künstlerischen Vernunftmäßigkeit war, wenn man es unbefangen betrachten durfte, das wurde als aufgedrungene gegenwärtige Realität mit einem Schlage zu einem beängstigenden Unsinn und es ward mir zu Mute, wenn ich den widerspruchslosen Ernst sah, mit welchem ohne Mienenverzug das Fabelhafte behandelt wurde, als ob von alten Leuten ein Kinderspiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesstrafe nach sich zog.“ Wie er als Knabe schon unbewußt die Gewalt geahnt, das „Räuchlein vom Scheiterhaufen“ gewittert hatte, so sind von allen Folgen der Mythusbildung die Glaubenskämpfe für Heinrich die schlimmsten: „Die verschiedene Auslegung der poetischen Vorstellungen hatte schon ein Meer von Blut gekostet.“ Daß Vischer diese Gedanken bei Keller so hervorhob, ist begreiflich, da die seinigen sich in derselben Weise fortgesetzt hatten[162]). Die „mythologischen Trübungen“ der Religion, die er kurz Pigment nennt, müssen als „Surrogate fürs Wesen“ dienen. „Die Menschen, wie sie einmal in der Mehrheit sind, meinen, sie dürfen sich dafür, daß sie an das Pigment glauben, die Religion ersparen. Da haben wir nun den ‚Glauben, der gleich Religion gilt‘. Die Verwechslung des Pigments mit dem Wesen hat sich als gemeines Vorurteil fixiert, mit Macht bekleidet, hat gefoltert, verbrannt, gekreuzigt, gepfählt, lebendig geschunden, Gedärme aus dem Leib gehaspelt, geblendet, verstümmelt, lebendig begraben, erdolcht, gespießt, vergiftet — es gibt keine so wildviehische und keine so teuflich durchdachte Grausamkeit, die nicht die gläubige Verfolgungswut mit technischer Vollendung ausgeübt hätte.“

Praktisches Verhalten.

Es fragt sich nun, wie aus dieser gemeinsamen Erkenntnis, deren Ernst ihnen auch noch vorschwebt, nachdem der Rationalismus in die Theologie eingedrungen war, Vischer und Keller praktisch weiter folgern. „Was sollen wir nun mit der Religion oder mit der Kirche machen“, fragt Justine am Schluß des „Verlorenen Lachens“[163]). „Nichts“, antwortet Jukundus. Sehr energisch erklärte Keller mit Bezug auf diese Novelle gegenüber Vischer[164]): „Übrigens ist nach meiner tiefen Überzeugung die sozialkonventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, ‚etwas müsse sein wegen der Plebs‘,

[160]) KrG. Bd. 6 S. 255.
[161]) EF. Bd. 1 S. 431.
[162]) VW. Bd. 2 S. 382 f.
[163]) KW. Bd. 3 S. 636.
[164]) VE. Bd. 3 S. 147.

wird wie jede Selbstanlügerei unter Unterständen ein schlimmes Ende nehmen." Vischer hat das „Verlorene Lachen" sicher inhaltlich nicht gebilligt. Aber diese Stellung ist doch noch kein solcher Gegensatz zu Keller, als es zunächst scheinen mag. Vischer hielt einen solchen Schlag gegen den Protestantismus lediglich im Hinblick auf den Erfolg für unangebracht. Er hielt erfahrungsgemäß hier Halbheit für nützlicher als Radikalismus[165]). „Die Geschichte der Religionen zeigt eine Reihe von Entwicklungsphasen, die sämtlich den Mythus und die Magie nicht aufhoben, sondern nur auf ein Weniger reduzierten, also Halbheiten waren, aber an diese Reduktion, an diese Halbheit die heilsamsten sittlichen Krisen knüpften. Der letzte große Ruck dieser Art war die Reformation." Er hält also im Grunde mit Keller: „den wohlmeinenden gesprenkelten Halben unser Lächeln, wenn wir unter uns sind", aber da sie eine Zersetzungsarbeit leisten, die zuletzt fortschrittlich und wohltätig ist, so sollen sie darin nicht gestört, sondern gestützt werden, und daher „unser Schweigen über ihre logische Inkonsequenz im Augenblick ihres Kampfes"[166]).

Was also Vischer und Keller trennt, ist nicht das Ziel, sondern der Weg dorthin, und nicht einmal so sehr der Weg, als die Zuversicht, daß man überhaupt auf diesen oder anderen Wegen zum Ziel gelange. A. E. sieht sehr schwarz[167]): „Die Masse braucht in alle Ewigkeit ein geglaubtes Bilderbuch." Dieses ist für sie die Religion, und die Religion allein stützt bei ihr die Moral. Daher: „Gefärbte Religion doch besser als keine." Es liegt hier ein Unterschied, der immer wieder zutage tritt. Während Keller mit Feuerbach die Moral ohne Religion für gesichert ansieht, diesem Zustand nicht nur in Dichtungen naherückt — der grüne Heinrich spintisiert schon zuweilen darüber, „durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abschaffung des Kirchentumes das schöne Geläute wohl erhalten werden dürfte"[168]) —, sondern auch in Wirklichkeit für erreichbar hält, würde es für Vischer gerade eine „Selbstanlügerei"[169]) bedeuten, wenn er die ungefärbte Religion nicht in endloser Ferne sehen wollte. Vischer nimmt es damit sehr schwer, er, der der Illusion so gern das Wort redete, vermag sich hier keiner Täuschung hinzugeben.

Die wahre Religion.

Die Rettung, die für die Menschheit nicht absehbar ist, Vischer birgt sie in der Brust. Er trägt ein sehr sicheres Bild der „reinen Religion" in sich. Er behält das Wort Religion bei; gibt ihm aber einen Inhalt,

---

165) KrG. Bd. 1 S. 292 f.
166) Ebendort S. 294.
167) VW. Bd. 2 S. 385.
168) KW. Bd. 1 S. 334.
169) s. o.

der sich mit Kellers Anschauungen deckt. Wir dürfen dies getrost behaupten, denn Vischer selbst bezeichnet die letzteren in der Studie[170]) als das, „was man Unglauben nennt und was wir wahre Religion nennen". A. E. definiert kurz[171]): „Religion ist tragische Freude zu dienen." Dazu hat Vischer schon früher eine Erläuterung gegeben[172]): „Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo sie vom tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht, im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: Sei gut! lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! diene ihm! fördere! wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise!" Auch Keller ist in diesem Sinne religiös. Auch er kennt vor allem die aus dem Bewußtsein der Endlichkeit hervorgegangene Selbstmahnung: „Sei gut!" Es waren „feierliche und nachdenkliche Stunden" für ihn, als er anfing sich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen und er versichert[173]), „daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird". Er fühlt sich „nun erst mit aller Macht" aufgefordert, seine Aufgabe zu erfüllen[174]): „Dieser wirkliche Tod lehrt sie das Leben wert halten und gut verwenden", heißt es von Dortchen Schönfund[175]). „Ja wenn man unter Glauben verstände, Glauben an eine sittliche Weltordnung, die wir nicht streng beweisen können!" Diesen Glauben, den A. E. fordert, hat der grüne Heinrich in der allereinfachsten Weise, indem er[176]) „ohne Verzerrung des Gesichts und Verrenkung des Lebens" für das Sprüchlein einsteht: „Ehrlich währt am längsten" und diejenigen auslacht, „welche weiser zu sein glauben als diese einfache Lehre und weitsehender als deren unabweichliche Folgen". Der grüne Heinrich spricht von der „Wärme der guten Tat"[177]), die ihm einmal die Stelle eines Imbisses vertreten muß. „Religion ist das Tauwetter des Egoismus"[178]), sagt Vischer: Der grüne Heinrich strebt nach „fortgesetzter und fleißiger Tätigkeit im lebendigen Menschenstoffe"[179]). „Religion ist Opfer der Selbstsucht"[180]): Der grüne Heinrich findet[181]), „daß in ihm mehr als alles andere eigentlich eine

170) KrG. Bd. 6 S. 257.
171) VW. Bd. 2 S. 267.
172) KrG. Bd. 1 S. 283.
173) BE. Bd. 2 S. 185.
174) BE. Bd. 2 S. 275.
175) EF. Bd. 2 S. 464.
176) EF. Bd. 2 S. 402.
177) EF. Bd. 2 S. 401.
178) KrG. Bd. 1 S. 283.
179) EF. Bd. 2 S. 401.
180) VW. Bd. 3 S. 145.
181) EF. Bd. 2 S. 407.

Lust läge, im lebendigen Wechselverkehr der Menschen das Leben selbst zum Gegenstande des Lebens zu machen". Glücklich erscheint ihm der, der „seinen Beruf recht begreifend, in Bewegung und Gesellschaft der Menschen, mit ihnen und für sie, unmittelbar wirken kann".

Unsterblichkeit.

Die Religion als Dienst überhaupt, als Arbeit am zeitlos Wertvollen, bringt eine neue Art von Unsterblichkeit mit sich. Eine Unsterblichkeit, die im Blick auf das Ganze, auf die Gattung liegt. A. E. empfiehlt gegen den Tod[182]: „Lebe in der Gattung, im Allgemeinen, dann stirbst du nicht, obwohl du stirbst." Auch bei Keller ist die Beziehung aufs Ganze erleichternd[183]: Das ganze vorübergehende Dasein unserer Person, unser aufblitzendes und verschwindendes Tanzen im Weltlichte nimmt „das drückende und beengende Gewicht vom Einzelnen und seinen schwerfälligen Ansprüchen, indes das Ganze doch besteht". A. E. geht einem scheinbar beklemmenden Gedanken nach[184]: „Wir sind Bilder; wirklich buchstäblich nur Bilder. Wir werden ja in jedem Moment erst gewogen, gemalt und auch wieder aufgetrennt, ausgewischt. Was jeden Augenblick erst wird, ist doch kein wahrhaft Seiendes."

„. . . Uns alle träumet
Der Weltgeist nur."

In dem Gedicht „Unruhe der Nacht"[185] singt Keller von der Nacht:

„Sie und der Tod und wir alle
Sind Träume von einem Traum."

Und doch hat der grüne Heinrich aus der Geschichte etwas gelernt, was dieser traumhaften Vergänglichkeit das Beklemmende nimmt: An der Vergangenheit ist alles[186], „was an ihr gut und schön war, nichts weniger als vergangen, sondern in jedes bewußten Mannes Bewußtsein aufbewahrt und lebendig". Derselbe Gedanke gibt auch Vischer die tröstliche Mahnung ein: „Sorge du nur dafür, daß du Bild wirst in einem zweiten und besseren Sinn . . . . Sorge dafür, daß du Bild wirst, aufbewahrt im Geiste der Menschen."

Du kannst die Ewigkeit aber auch jetzt haben, in jeder Minute deines Lebens, es kommt immer nur darauf an, „ob du vermagst ins Zeitlose emporzusteigen", heißt es im „Auch Einer"[187]: „Jeder Augenblick der Freude, der wahren Freude, also vor allem der Freude in reinen Schauen,

---

[182] VE. Bd. 2 S. 363.
[183] EF. Bd. 2 S. 464.
[184] VW. Bd. 2 S. 154.
[185] KW. Bd. 6 S. 6.
[186] EF. Bd. 2 S. 282.
[187] VW. Bd. 2 S. 153 f.

Forschen und im reinen Wirken ist aber doch Sein im Ewigen an sich." Der grüne Heinrich weiß um diese Freude des Forschens[188]: „Welch ein Ersatz für das hergebrachte, begrifflose Wort Ewigkeit ist die Kenntnisnahme von der Entfernung der Himmelskörper, von der Schnelligkeit des Lichts" usw. „Wo bleibt da noch eine Unruhe, ein zweifelhaftes Sehnen nach einer unbegriffenen Ewigkeit, wenn wir sehen, daß alles entsteht und vergeht, sein Dasein abmißt nacheinander und doch wieder zumal ist." Das Glück des Wissens „weiset vorwärts und nicht zurück und läßt über dem unabänderlichen Leben des Gesetzes die eigene Zerbrechlichkeit vergessen". Das Wissen ist in sich wertvoll[189]. Jeder Mensch, der sich in die Welt des in sich Wertvollen erhebt, ist in jeder Minute, in der es geschieht, mitten in der Zeit ewig", sagt A. E.s Tagebuch:

„Den Zeitmoment zur Ewigkeit vertiefen:
Das ist's, da liegt Unsterblichkeit"

heißt es in den „Lyrischen Gängen"[190]. Keller zitiert, weil es seine eigenen Gedanken ausdrückt, Angelus Silesius[191]:

„Mensch, wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit."

Stellung zum Materialismus.

Wie man sieht, liegt der wahren Religion Vischers und Kellers eine wesentlich moralische Betrachtungsweise zugrunde. Der grüne Heinrich gibt bei seinen Geschichtsstudien besonders auf die Zeit- und Dauerverhältnisse acht, vergleicht den Charakter der Ereignisse und Zustände mit ihrer Dauer und dem Wechsel ihrer Folge, untersucht, in welchem Verhältnis die Summe des moralischen Inhalts zu dem Rhythmus der Jahrhunderte, der Jahre, der Wochen, der einzelnen Tage in der Geschichte stehen. Dies alles betreibt er aber nicht um einer Kalenderwissenschaft willen, sondern[192] „lediglich um die eine moralische Anschauungsweise von den Dingen zu verstärken". Keller sieht, wie er selbst sagt, seine Produktivität an als „gegründet auf eine feste sittliche Anschauung der Welt und des Lebens". Es ist auf die sittliche Kraft als gemeinsamem Wesenszug der beiden hingewiesen worden[193]. Dieser Zug vor allem mag ihre ebenso gemeinsame Liebe zu Schiller geweckt haben. Die Güter des „zweiten

---

188) EF. Bd. 2 S. 259.
189) VW. Bd. 2 S. 153.
190) VW. Bd. 3 S. 145.
191) EF. Bd. 2 S. 471.
192) EF. Bd. 2 S. 288 f.
193) Siehe S. 7 f.

Stockwerks“ nennt Vischer auch wohl ewige Substanzen[194]), „die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst“.

Der Unterbau zu Vischers „zweitem Stockwerk“ ist die Natur. Aus ihr kommt und in ihr bleibt der Mensch, aber sie ist doch nur der „untere Teil seines Wesens“, das dem Rang nach zweite Wesen, wie Feuerbach sagt, und wird erst im Menschen zuletzt Empfindung, Geist. Keller gebraucht gelegentlich für diesen Satz das Bild[195]): „Das Licht hat den Gesichtssinn hervorgerufen, die Erfahrung ist die Blüte des Gesichtssinnes, und ihre Frucht ist der selbstbewußte Geist.“ Da nun also aus der Natur ein Wesen kommt, das die Natur (nicht ganz, aber doch in vielem) überwindet, so folgt daraus für Vischer[196]): „Es ist eine Selbstsetzung und eine Negation und Verbesserung dieser Setzung im absoluten Wesen.“ Keller führt sein Gleichnis fort: „Durch diesen (den selbstbewußten Geist) aber gestaltet sich das Körperliche selbst um, bildet sich aus und das Licht kehrt in sich selber zurück aus dem von Geist strahlenden Auge.“ In bezug auf das Ganze, in dem oben Geist erscheint, erhellt, daß dieses unten nicht geistlos sein könne. Der Geist muß[197]) „zuunterst als künftige Möglichkeit schon stecken“. Materie können wir überhaupt etwas erst dem Geiste gegenüber so nennen, nachdem dieser aus ihr hervorgesprungen ist[198]). Daraus folgt, daß, wie es im „Grünen Heinrich“ heißt, die Materie die Macht hat, den Geist in sich zu halten[199]), daß der Geist gebunden in der Natur schlummert, wie Vischer sagt. Poetisch fein hat Keller das ausgedrückt in dem Gedicht „Sonnenaufgang“[200]):

„Tausendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Brust den gefangenen Gott.“

Somit stellen beide sich in scharfen Gegensatz zum Materialismus, und zwar hat Keller ihn nicht minder deutlich ausgesprochen als Vischer. Der grüne Heinrich bedauert, daß der Professor, der ihn in die Anthropologie einführt, sich niemals von der Vorstellung des ununterbrochenen aktiven und passiven Verhaltens des Gehirnes und der Nerven, als des lebendigen Ackergrundes, trennen kann zugunsten des Hervorgebrachten, der moralischen Frucht, als ob eine Ähre und eine Erdscholle nicht unzweifelhaft zwei Dinge, zwei Gegenstände wären. Er bedauert das deswegen, weil „in dem Augenblicke, wo es sich um eine moralische Welt handelt“, die Materie, „so fest jene an diese geschmiedet ist“, aufhört, das Höchste zu sein.

---

194) VW. Bd. 2 S. 114.
195) EF. Bd. 2 S. 260.
196) VW. Bd. 2 S. 130.
197) Ebendort S. 214.
198) KrG. Bd. 1 S. 291.
199) EF. Bd. 2 S. 260.
200) KW. Bd. 6 S. 15 f.

Ebenso bestimmt wie dem Materialismus treten sie gemeinsam aber auch der Anschauung entgegen, als ob der Geist von außen in die Welt gekommen sei, als ob die Welt erschaffen sei, ja gar einen persönlichen Urheber habe. Vischer beobachtet Keller gern in seinem Nachdenken über einen persönlichen Gott und zitiert in der Studie[201]) als einen Satz, in dem „kurz die ganze Kantsche Kritik der reinen Vernunft stecke": „Wo nun der Fall eintritt, daß der Gegenstand eines angeborenen Glaubens und Fühlens, welches durch Jahrtausende sich im Blut überliefert, außer dieser körperlichen Welt sein soll, also gar nicht vorhanden ist, da spielt das erhabenste Trauer- und Lustspiel, wie es nur die ganze Menschheit mit allen, die je gelebt haben und leben, je gespielt haben kann."

Der Anstoß, der Heinrichs Welt aus dem labilen in ein stabiles Gleichgewicht brachte, ging während der Anthropologiestudien vor sich. Heinrich meinte, mit den neuen Kenntnissen nun erst recht das Dasein und die Weisheit des Schöpfers behaupten zu können[202]). „Aber nachdem der kluge Lehrer die Trefflichkeit und Unentbehrlichkeit der Dinge auf das schönste geschildert, ließ er sie unvermerkt in sich selbst ruhen und so vollkommen ineinander aufgehen, daß die ausschweifenden Schöpfergedanken ebenso unvermerkt zurückkehrten und in den geschlossenen Kreis der Tatsachen gebannt blieben." Vischer hatte schon längst erfahren, daß die Welt[203]) „wimmelt von Beweisen, daß sie ein geistdurchdrungenes Ganzes ist, in welches doch der Geist nimmermehr von außen hineingelegt sein kann". Nun sieht er, wie Heinrich von dem Schöpfergedanken zurückgeführt wird, das feste und allgemeine Naturgesetz erkennt, und diese Entwicklung charakterisiert er in der Studie derart, daß damit auch seine Auffassung wiedergegeben ist[204]): „Er (der grüne Heinrich) zieht aus diesen Blicken in die Realwissenschaften immer klarer den Schluß: Daß die wunderbare Gesetzmäßigkeit in den Dingen das einzig wahre Wunder und der göttliche Geist nur immanent zu denken sei." Vischer denkt hierin ganz gleich, und das wirft ein besonderes Licht auf die Hervorhebung der Kellerschen Gedanken. Unter sein Bild (aus der ersten Tübinger Zeit) hatte er selbst einmal geschrieben[205]): „Unser Gott ist ein immanenter Gott, seine Wohnung ist überall und nirgends, sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. Diesen Gott zu verherrlichen, ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst." A. E. will von Hegel gerade das gelernt haben[206]), „daß man eigentlich nicht sagen kann,

[201]) KrG. Bd. 6 S. 256; EF. Bd. 2 S. 126.
[202]) EF. Bd. 2 S. 255.
[203]) KrG. Bd. 1, XIV.
[204]) KrG. Bd. 6 S. 257.
[205]) Bild bei Th. Klaiber, F. Th. Vischer, Stuttgart 1920, nach S. 48.
[206]) VW. Bd. 2 S. 124.

das Dasein der Welt sei Beweis für das Dasein Gottes, sondern sagen muß: ‚Das Dasein Gottes ist die Welt.'" Auch die Stelle, die den Gedanken der Immanenz Gottes bei Keller am schönsten belegt, ist von Vischer angeführt worden. Von dem Konfirmationsunterricht erzählt der grüne Heinrich[207]): „Das Heiterste und Schönste war mir die Lehre vom Geiste, als welcher ewig ist und alles durchdringt. Er war mächtig im Christentum, dessen Beweglichkeit und Feinheit die Welt fortbaute, solange es geistig war; als es aber geistlich wurde, war diese Geistlichkeit die Schlangenhaut, welche der alte Geist abwarf. Denn Gott ist nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit." An diesem Gedanken hat Keller sein ganzes Leben festgehalten. Noch Dezennien später, 1881, schrieb er an Paul Nerrlich[208]): „Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts anderes als der Mensch! besteht noch zu Recht; allein eben deshalb kann man nicht sagen: Der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substantivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste." Daraus, daß das zweite Substantivum etwas Größeres ausdrückt, kann man wieder alles das schließen, was wir bisher dargelegt haben: Daß die Wurzeln Gottes tiefer hinunterreichen als bis zum Menschen, daß das Bewußtsein nicht aus einer geistlosen, sondern geistvollen Materie aufgestiegen, kurz daß Gott die Welt sei.

2. Lebensanschauung.

Wirklichkeitssinn.

Daß Vischer als Begründer einer „wahren Religion", die in der „tragischen Freude zu dienen" besteht, kein anders Ideal der Lebensführung haben kann als die Erfüllung der Wirklichkeit, liegt auf der Hand: Das „wirke treu" kann eben nur Wirklichkeitsdienst sein. Der Barde Kallar in der Pfahldorfgeschichte[209]) warnt davor, den Schwerpunkt des Lebens außerhalb der Welt zu legen, warnt vor dem „Lossprung vom Mittelpunkt": „Du bist nichts ohne den Mittelpunkt, halt an ihm, denn er allein trägt dich, in ihm allein ist Ruhe, Grund und Halt! Wolle nicht etwas sein ohne ihn, lösest du dich ab, so verweht dich der Wind." Keller schrieb 1851 an Hettner[210]): „Es ist meine Überzeugung, daß man nur durch harmlose und nicht grüblerische Arbeit, mit welcher man nicht den Himmel stürmen soll, endlich zu etwas Gesundem und Glücklichem gelangt."

---

207) EF. Bd. 1 S. 446 f.
208) BE. Bd. 3 S. 375.
209) BW. Bd. 1 S. 267 ff.
210) BE. Bd. 2 S. 287.

Dieser Überzeugung gibt auch der grüne Heinrich Ausdruck, der als[211]) „das einzig mögliche Ideal" das, „was wirklich besteht", bezeichnet.

Illusion.

Diesem Ideal aufs beste zu dienen, ist der Phantasie jedoch absichtsvolle Täuschung gestattet, ja Pflicht. Keller berichtet über diese Erkenntnis, nachdem er sie praktisch im „Fähnlein der Sieben Aufrechten" angewandt, an Auerbach[212]): „Dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft, so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja so seien sie und so gehe es zu! Tut man dies mit einiger wohlwollender Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichen Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird." A. E. fühlt das in der Illusion liegende „unbewußte Zweckstreben"[213]), wie Vischer es auch nennt, heraus[214]): „Daß es ein Wesen gibt, Mensch genannt, dessen Phantasieblick die Natur beseelt, alles in schönere Farbe, reineres Licht taucht, in der guten Stunde über das Elend hinwegsieht, das gehört ja auch zur Einrichtung der Welt, ohne diese edlen Täuschungen ist ja die Stimmung nicht denkbar, aus der auch das Gute fließt." Das ist der Wert der Hoffnung, daß sie „zwar mehr vortäuscht als erreicht wird, aber eben darum nicht ganz Täuschung ist, sondern zur größeren Hälfte Wort hält, indem sie selbst Ursache dessen wird, was sie hofft, nämlich als Sporn des einzig Realen, des Guten". Als Sporn des Guten den Menschen das noch nicht erreichte Gute vorhalten, dünkt Keller das Richtige. In diesem Sinne hieß es in der älteren Fassung des „Apothekers von Chamounix"[215]):

„Wollt ihr eure Zeit erbauen,
Laßt sie schauen lichte Züge!
Frauen, die in Hoffnung leben,
Zeigt man weislich schöne Bilder."

Humor.

Wer dem Menschen das Schöne vor Augen halten will, muß es selbst im Leben sehen. Wer tröstet, kann nicht trostlos sein. So schließt „Auch Einer"[216]): „Eine Welt, wo soviel gelacht wird, kann so schlecht nicht

211) EF. Bd. 2 S. 258 f.
212) BE. Bd. 2 S. 511.
213) Goethes Faust, 2. Aufl. S. 312.
214) VW. Bd. 2 S. 132.
215) KW. Bd. 6, XXI.
216) VW. Bd. 2 S. 343.

sein.“ Und Keller, der „Sehnsucht hat, einmal etwas Ernsthaftes und Rührendes zu machen“, gesteht Adolf Exner [217]), „es sei schwierig, aus den Possen herauszukommen, da einen die Welt immer wieder lächert“. Das beste Lachen ist, sagt Vischer [218]) „das humoristische Lachen freier, reiner und universal blickender Gemüter. Sie lachen im Bewußtsein, daß schließlich das Verkehrteste der sittlichen Weltordnung nichts anhaben kann. Denn eben die so Lachenden sind ihre Schützer, ihre Retter.“ Aus der Studie ist ersichtlich, daß Vischer unter die so Lachenden auch Keller rechnete: „Immer schwebt ein Lächeln um die Lippen des Dichters, an dem man sieht, er denkt: Es wird eben doch auch gemenschelt haben. Dieses Zittern in der geistigen Luft besteht aber wohl zusammen mit der festen Kernhaftigkeit der Gestolten.“ Ebenso ist es mit dem „Purzelbaum in die Lächerlichkeit“, den die Novellenfiguren schlagen, die sich von dem festen Kern der sittlichen Weltordnung losgelöst haben: Mit dem Purzelbaum, mit dem Lachen des Dichters ist eben die Ordnung im Ganzen gerettet.

Für Vischer ist aber nur der ein echter Humorist, der auch sich selbst belacht, das hat er immer wieder ausgesprochen [219]). „Fremdlinge auf Erden lachen gern“, aber vor allem „lachen sie gern über sich selbst“. Bei Keller ist ihm dieser Zug als sehr hervorstechend erschienen [220]). „Die Reinheit dieser Ironie wird sich immer dadurch bewähren, daß sie auch Selbstironie ist. Auf Schritt und Tritt geht der Dichter des „Grünen Heinrich“ hinter dem grünen Heinrich her, der er selbst ist, und lacht mitten im Ernste der Betrachtung seiner gefährlichen Bahn über seine Torheiten.“ Eine ganze Reihe von Beispielen führt Vischer dann ausführlich an. Man sieht, welchen Wert er gerade auf diese Seite von Kellers Humor legt. Die Briefe Kellers sind reich an solchen humoristischen Ausfällen gegen sich selbst. Bei dem Neuenburger Handel schrieb er an Lina Duncker [221]), die Schweizer seien fest entschlossen gewesen, die Preußen mit Mann und Maus aufzufressen. „Denken Sie sich z. B. mich kleinen Kerl mit einem Leutnant vom 1. Garderegiment im Rachen! Ein Glück, daß jeder solcher Braten wenigstens gleich den Zahnstocher auf dem Kopf mitbringt.“ Emil Kuh sagt, als eine persönliche Zusammenkunft in Aussicht stand, in einem Briefe, er sei ein einsamer Mann, habe vor Löwen keine Scheu. Darauf erwiderte Keller [222]): „Ich bin kein Löwe, sondern ein kleiner dicker Kerl, der abends 9 Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht zu Bette geht als

---

217) BE. Bd. 3 S. 71.
218) VW. Bd. 2 S. 344.
219) VW. Bd. 2 S. 311.
220) KrG. Bd. 6 S. 248.
221) BE. Bd. 2 S. 436.
222) BE. Bd. 3 S. 54.

ein Junggeselle." Nach Empfang des „Auch Einer" schrieb er an Vischer [223]), er fühle sich geschmeichelt durch die ihm zugeschriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, „wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf stolz sind, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten einen durchgehauen". So ist Keller ein Humorist, wie ihn Vischer noch 1887 in dem Gedicht „Humor" [224]) vor den bloßen Spaßmachern, Spöttern und eitlen Lachern lobt, einer, der mehr als Witz, der Phantasie hat und es versteht

„. . . . . über sich selbst zu schweben,
Sich selber dem Lachen preiszugeben."

Das kleine Übel.

Eine dunkle Seite des Lebens ist für Vischer der „ewige Schund, der Marterkampf", wie A. E. sagt, gegen den „lumpigen Kleinzufall, die teuflichen Zwerggeister", gegen die Übel, die aus der rohen Natur des unteren Stockwerks heraufsteigen. Es ist, als ob aus dem Unterbau [225]) „nach den Zimmerleuten des zweiten Stockwerks mit Nadeln, mit Pfriemen, haarfeinen Dolchen durch die Dielenspalten hinaufgestochen würde". A. E. sagt auch wohl [226]): „Das Leben ist eine Fußreise mit einem Dorn oder Nagel im Stiefel." Da gibt es Gefahren aller Art, mit denen wir kämpfen müssen, dazu haben wir Willenskraft. „Aber der Nagel im Stiefel: das ist die Zugabe, der kommt außerdem und überdies dazu, und für den Nagel bleibt dem Mann, der mit den großen Übeln redlich ringt, keine Geduld übrig." Hierin hat Vischer bei Keller Verständnis gefühlt. In der Studie knüpft er daran an [227]), wie Heinrich auf seinem Auszug nach der Heimat von Regen durchnäßt und hungrig gänzlich jener Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit anheimfällt, „welche durch den Ärger noch erbittert wird, daß ja keine Rede davon sein könne, etwa umzukommen oder unterzugehen und also das schlechte Abenteuer nur eine verächtliche Vexation sei". Dazu bemerkt Vischer mit Genugtuung: „Dieses verdrießliche Brummen gegen das dumme und unnötige Mißgeschick, Regen, Hunger, Obdachlosigkeit, Ermatttung, dieses mürrische Verachten des äußeren Übels, an dessen Stelle wir bei einem anderen wohl große Worte von Ermannung, erhabener Willenskraft gelesen hätten, offenbart als kleines einzelnes Symptom gerade mit ganz besonderer Macht die denkende Natur, welche wir durch ihre inhaltsvolleren Züge verfolgt haben und welche den bedeutenden Dichter auszeichnet."

---

223) VE. Bd. 3 S. 284.
224) VW. Bd. 5 S. 262 ff.
225) VW. Bd. 2 S. 115.
226) VW. Bd. 2 S. 304.
227) KrG. Bd. 6 S. 259; EF. Bd. 2 S. 410.

„Heilsame Stöße des Schicksals.“

Der Kampf mit den „großen Übeln“ der Lebensfußreise aber ist zuletzt Gewinn. Zu den „drei guten Dingen“ rechnet der Barde Kallar „heilsame Stöße des Schicksals“ [228]). Aus den drangvollsten Jahren Kellers — 1851—1855 — sind uns eine Reihe Äußerungen der gleichen Ansicht von ihm erhalten [229]). Er sieht solche „Stöße“ geradezu als grundlegend für sein Schaffen an und behauptet, seine Maxime sei geworden: „Wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten.“ Der Mutter schrieb er aus Berlin, er beneide die nicht, welche „auf der Schnellbleiche ihr bißchen Weisheit und Erfahrung oder vielmehr ohne Erfahrung zusammenstoppeln und sich dann in älteren Jahren schließlich als verspätete liederliche Käuze herausstellen. Inmitten seiner Sorgen in Berlin fühlt er, wie „freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen“, und ruft aus: „Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen.“ Freiligrath gegenüber bezeichnete er sie als seine „fruchtbringende Leidensschule“. Die „stiefmütterliche Ökonomie des Lebens“ habe ihn gut konserviert, sagt er, und es sei doch manchmal gut, „wenn man nicht so fix und flink ein großes Tier wird, sondern etwas langsam wächst, wie das Hartholz, das desto länger brennt“. Daß alle Leiden schließlich zu einem Guten führen, erfährt auch A. E. [230]). Als er an einem trägen, schwerfällig traurigen Nachmittag im Hofe Holz machen hört und wie die Klötze fallen, da erinnert ihn das daran, daß so auch ihm „die Freuden des Lebens durchgesägt worden, eine um die andere“, um dann aber sich befreiend bewußt zu werden: „Aber mit dem Holz hab' ich mir doch einen Ofen geheizt, den ich mir selbst gebaut habe.“

Schuld.

Doch liegt in allem Erleben ein Keim der Schuld verborgen, der selten, aber dann tief erschütternd, zutage tritt. Eine solche Stimmung klingt aus Vischers „Jugendtal“ [231]):

„Da bin ich nun und bin so schuldbeladen.“

C. F. Meyer [232]) erzählt von einem seiner letzten Besuche an Kellers Sterbebett. Dieser habe mit Meyers Visitenkarte in den Händen gespielt und gemeint, in den weißen Raum lasse sich wohl ein Verslein eintragen: „Ich dulde, ich schulde“, und Meyer sagt, damit habe er wohl den Tod

---

228) VW. Bd. 1 S. 270.
229) Vgl. zum folgenden BE. Bd. 2 S. 278, 302 f., 358, 364, 367.
230) VW. Bd. 2 S. 363.
231) VW. Bd. 3 S. 277 f.
232) DD. Bd. 9 S. 23 ff.

gemeint, welchen wir alle der Natur schuldig seien. Ich glaube aber, daß er damit das Bewußtsein ausdrücken wollte, daß das Leben an sich schuldhaft mache, — in demselben Sinne, wie Vischer singt [233]:

„Leben ist Schuld."

3. Kunst.

Lyrik.

Wenn wir nun zuletzt die Kunst Kellers und Vischers auf etwa sich ergebende Vergleichspunkte hin ansehen, so scheint es naheliegend, da anzusetzen, wo sich zunächst eine tatsächliche Berührung zeigt, nämlich bei der Aufnahme und Umbildung von Kellers „Stille der Nacht" [234] in Vischers Pfahldorfgeschichte. Keller selbst fand es, da er Vischers Gedichte zur „besten Lyrik" zählte, „umso verwunderlicher", daß „Sie sich damit amüsiert haben, die kleine Anleihe aus meinen windschiefen Gedichten zu produzieren". Der Grund, warum Vischer dies tat, war „die Ahnung einer neuen Religion", die darin liegt und die er „besser, schöner nicht geben konnte". Es sind also, wie Vischer sagt, Teile des Gedichts verwendet und mit Veränderungen, Zusätzen durchflochten worden, „um es der Situation zu akkommodieren". Aber die vorgenommenen Veränderungen sind doch umfangreicher und tiefgehender, als es in der Situation begründet lag. Daß Kellers Strophen in dem Hymnus Kullurs mit Strophen von anderem Versmaß wechselten, liegt allerdings darin begründet, daß noch ein anderes Element dazukommen mußte, um einen hymnischen Klang hervorzurufen, den Kellers Gedicht ja nicht erweckt. Aber Vischer scheint diesem Metrum auch an sich nicht geneigt gewesen zu sein, denn er hat es überhaupt nur ein einziges Mal angewandt, ebenfalls in einem „Nacht"-Gedicht [235] von allerdings anderem Stimmungsinhalt — und auch da mit Unregelmäßigkeit, während Keller es sehr liebt und namentlich in traum- und zwielichthaften Stimmungen, wie etwa in „Trübes Wetter" [236] oder „In Duft und Reif" [237] verwendet. Stimmungen dieser Art kannte aber Vischer fast nicht, und so scheint hier ein tieferer Unterschied zu liegen. Der Hymnus [238] in der Pfahldorfgeschichte hat fünf achtzeilige Strophen, von denen jede in dem ersten Teil mit weiblichem Reim, in der Folge a a b b, in dem zweiten „Keller"-schen mit männlichem Reim und der Folge a b a b schließt. Inhaltlich

---

233) VW. Bd. 5 S. 254.
234) KW. Bd. 6 S. 4 f.; VW. Bd. 1 S. 246 ff.
235) VW. Bd. 3 S. 12 f.
236) KW. Bd. 6 S. 40 f.
237) Ebendort S. 36 f.
238) Vgl. Kürbs S. 36.

sind die sechs Strophen des Kellerschen Gedichtes bis auf die vorletzte alle in dem Hymnus enthalten, wenn auch ganz unterschiedlich benützt. Die erste Hymnusstrophe enthält in ihrem zweiten Teil „akkommodiert" Kellers ersten Vers, die zweite enthält nichts von Keller. Die dritte dehnt über beide Teile Kellers zweite Strophe. Die vierte variiert im ersten Teil stark die dritte, im zweiten Teil die vierte Strophe aus „Stille der Nacht", und die Schlußstrophe des Hymnus bringt in ihrem zweiten Teil fast wörtlich den letzten Vers des Gedichts. Am lehrreichsten ist die Betrachtung der dritten Strophe des Hymnus, die wir hier mit den Zeilen gleichen Inhalts bei Keller gegenüberstellen:

„Das Urgebirge um mich her	„Urgebirge seh' ich ragen
. . . .	Aus der Schöpfung ersten Tagen,
. . . .	Felsenkämme breit geschichtet,
. . . .	Hörner himmelan gerichtet:
. . . .	Das schimmert von der Ferne her
Ist schweigend wie mein Nachtgebet,	Tiefschweigend wie mein Nachtgebet,
Weit hinter ihm hör' ich das Meer	Dahinter höre ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht."	Im Geist und wie die Brandung geht."

Während die letzten drei Zeilen Kellers bei Vischer ungefähr den gleichen Raum einnehmen, ist die Anfangszeile über den ganzen ersten Teil der Hymnusstrophe gestreckt worden. Die traumhaft lauschende Stimmung nimmt Vischer hin wie sie ist. Das Wort „Urgebirge" allein aber gibt ihm Anlaß zu einer großartigen Vision. Dies deutet doch auf eine Verschiedenheit in dem lyrischen Dichten der beiden. Vischer wirkt eben auf einem Gebiet am stärksten, wo Keller gar nicht mitspricht, in den großzügig umrissenen Bildern visionären Inhalts, wie etwa im „Ischias"[239]) oder den Dichtungen aus der Antike[239]). Wolfgang Kirchbach, der mit Keller bekannt war und mit Vischer sogar in ziemlich regem Briefwechsel stand und der auf den „Auch Einer" hin für Aufnahme von Gedichten Vischers in Avenarius' Anthologie eintrat, glaubte den Unterschied in einem Brief an Ferdinand Avenarius[240]) folgendermaßen kennzeichnen zu können: „Wenn Du einmal vergleichen willst, was einen *Klassiker* vom *Romantiker* unterscheidet, so lies Friedrich Vischers Umwandlung des Kellerschen ‚Willkommen klare Sommernacht' in der Pfahldorfgeschichte. Sicher ist das Vischersche:

‚Urgebirge seh' ich ragen
Aus der Schöpfung ersten Tagen,
Felsenkämme breit geschichtet,
Hörner himmelan gerichtet usw.'

---

[239]) VW. Bd. 3 S. 208 ff., 326 ff.
[240]) W. Kirchbach in seiner Zeit, München 1910, S. 228.

durchweg noch energischer geprägt, klassischer gesagt als das freilich in seiner Art nicht minder feine Kellersche." Die Lyrik Vischers und Kellers gesondert zu vergleichen, scheint also aus formalen Gründen nicht ratsam. Daß man aber die Kunst der beiden Dichter doch zusammenhalten kann, spricht dafür, wie sehr sie beide Wert auf den Gehalt legen. Der Gegensatz zum Formalismus zieht eine der sichtbarsten Verbindungslinien zwischen Vischer und Keller. Einer, dem Vischer für sein Verständnis sehr dankbar war, Richard Weltrich, sagt in seinem Aufsatz „Friedrich Vischer als Poet"[241]): „Auch Gottfried Keller ist im engeren Sinne ein Geistesverwandter; auch an dessen künstlerischem Schaffen erfüllt sich der Satz: Trachtet am ersten nach der Wahrheit, so wird euch die Schönheit von selber zufallen. Damit ist ein klarer Gegensatz zu Formdichtern gegeben."

Kunst als Ausdruck von Lebensgehalt.

Wir wollen dieser künstlerischen Einstellung noch tiefer nachgehen. Hierzu ist es nicht unwichtig zu wissen, daß auch Vischers Wunsch war, „eigentlich Maler zu werden"[242]). Allerdings erzählt D. F. Strauß[243]), er sei „ein geschickter Zeichner, besonders in Karikaturen" gewesen. Letzteres führt uns wieder auf einen Unterschied gegen Keller, es zeigt jenen anfänglichen Dualismus in Vischers Wesen zwischen Künstler und Denker, zeigt das beinahe mit dem Schauen zusammen sich einstellende Urteil. Für seine Einstellung zur Kunst bleibt aber trotzdem wichtig, daß er immer wieder betont hat: „Ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen"[244]), daß er immer wieder sagte, er sei „aufs Auge konstruiert". So hebt er denn auch, wie erwähnt, bei Keller hervor, daß er sein „Anschauen durch Malerstudien geschärft" habe: Man erkenne das „Malerauge".

Das Schauen entwickelt in dem grünen Heinrich ein „treues Gedächtnis für Leben und Bedeutung der Dinge" (s. S. 3). Diesen durstigen Augen, die da „trinken was die Wimper hält", ist „poetisch" gleichbedeutend mit „lebendig und vernünftig"[245]). Um also etwas Poetisches hervorzubringen, muß „mitten in Glanz und Gestalten" Schlichtheit und Ehrlichkeit des Lebens herrschen. Das ist mit Vischers Worten, der diese Stelle aus dem „Grünen Heinrich" unterstreicht, Kellers „lebenstüchtiger Realismus". Vischer sagt[246]): „Der realistische Stil greift tiefer hinein in das wirkliche Leben" (als der idealistische). „Wenn nun trotz dieses Eingreifens der Künstler nach des grünen Heinrich Betrachtungen, die

---

241) „Nord und Süd" 1882.
242) KrG. Bd. 6 S. 441.
243) Ges. Schr. Bd. 10 S. 3.
244) KrG. Bd. 6 S. 448.
245) EF. Bd. 2 S. 7.
246) „Das Schöne und die Kunst" S. 105.

Vischer von „gediegenstem Inhalt“ [247]) nennt, sich ruhig verhalten soll, so nur darum, weil Ruhe das Leben anzieht, Unruhe es verscheucht, der „Seher“ aber „erst das ganze Leben des Gesehenen ist“ [248]).

Das Wort „ganz“ erhält hier für Vischer sowohl wie für Keller eine besondere Bedeutung. Vischer nennt Kellers Kunst einen lebenstüchtigen Realismus [249]) „in jenem guten Sinne des Worts, der die echte Idealität in sich birgt“. Und für die echte Idealität führt er aus Keller wiederum ein „feines Wort“ an [250]): „Alles Wirkliche, Geschehende und Bestehende ist ideal, sofern es sein eigenes Wesen ausreichend und gelungen ausdrückt.“ Wenn nun ausreichender und gelungener Ausdruck als „ideal“ bezeichnet wird, so weist hier das Wort „ideal“ auf eine Auffassung der „Idee“, für die Vischer den Namen „Lebensgehalt“ hat. Unter Lebensgehalt versteht er [251]): „Was der Gegenstand seinem inneren Wesen nach ist, z. B. ein Baum, ein Tier. — Man kann dies auch Idee nennen, aber der Begriff hat unendliche Schwierigkeiten. — Also was das Ding sein soll, ist Lebensgehalt; und dieser kommt in der Form zum Ausdruck.“ Wenn also Keller das „ganze Wesen“ dargestellt haben will, so ist das Vischers Auffassung der Kunst als Ausdruck vom Lebensgehalt. Fügen wir noch hinzu, was Vischer als letzte Wirkung des Schönen nennt [252]): „Es kann im Universum alles ursprünglich nur e i n e s sein, Ausstrahlung von einem und demselben Grundwesen; und diese Einheit wird im Schönen wiederhergestellt.“ Nunmehr werden wir es als vollkommen im Sinne Vischers gesprochen empfinden, wenn der grüne Heinrich sagt [253]): „Wie es mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben, das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, ist Kunst.“

Realismus (Indirekter Idealismus).

Gegenüber dieser Grundanschauung der Kunst tritt die Unterscheidung von Idealismus und Realismus bei Vischer und Keller doch etwas in den Hintergrund. Der Gegensatz ist kein absoluter, wie Vischer sagt [254]): „Der Idealstil gibt mehr Typen, hat weniger Salz der Eigenheit. Der realistische Stil gibt mehr Individualitäten. Beide Stilrichtungen dürfen

247) KrG. Bd. 6 S. 258.
248) EF. Bd. 2 S. 6.
249) KrG. Bd. 6 S. 253.
250) KrG. Bd. 6 S. 257.
251) „Das Schöne und die Kunst“ S. 106.
252) Ebendort S. 99.
253) EF. Bd. 2 S. 7.
254) „Das Schöne und die Kunst“ S. 106.

nicht zu weit auseinandergehen. Haben wir doch bei allem echt gelungenen Schönen einen doppelten Eindruck: wie wahr und doch wie eigentümlich.“ Wenn Kellers Kunst mit Fülle ein Wesentliches darstellt, so zeigt sie dadurch sich als einen Realismus, der die echte Idealität in sich birgt. Wenn nicht eine solche Verschmelzung stattfände, dann müßten folgende Verse Kellers aus dem Zwiegespräch zwischen Tod und Dichter [255]) ja eine Aufhebung seiner Kunstanschauung bedeuten.

Dichter:

„Doch die lieblichste der Dichtersünden
Laß nicht büßen mich, der sie gepflegt:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt!“

Gewiß hegt die Erde solche Frauenbilder nicht. Sie sind nur einmal da, und zwar durch die Phantasie ihres Schöpfers, aber in vollkommener Wahrheit.

„Das Wort realistisch brauchen wir in einem Sinn, daß ein Gegensatz keineswegs ausgeschlossen ist“, sagt Vischer [256]). „Realistisch verfahren heißt kühn, voll und stark hineingreifen in die Bestimmtheiten, welche jedes individuelle Gebilde hat, auch die Sitten und Kostüme der Menschen schildern so, wie sie nun einmal sind, und dabei ohne Scheu Mißformen, Dissonanzen aufnehmen, dennoch aber dafür sorgen, daß ein harmonischer Gesamtausdruck entsteht. Der Realist gibt also Schönes auf einem Umweg, aber er gibt es, und Shakespeare ist so gut ideal wie Sophokles, nur eben indirekt ideal.“ Daß Keller nach Vischers Meinung zu Shakespeare sagen darf: In mir ist etwas von deinem Geist! haben wir bereits gehört. Der Realismus ist auch in seinem Sinne nur ein indirektes Idealisieren. Für ihn unterscheiden sich die Künstler überhaupt nur dadurch von den anderen Menschen, „daß sie das Wesentliche gleich sehen und es mit Fülle darzustellen wissen, während die anderen dies wieder erkennen müssen und darüber erstaunen, und darum sind auch alle die keine Meister, zu deren Verständnis es einer besonderen Geschmacksrichtung oder einer künstlichen Schule bedarf“ [257]).

Gegensatz zum Naturalismus.

Es ergibt sich, daß beide sich nur gegen die extremen Stilarten wenden, und zwar sind sie besonders scharf dem Naturalismus entgegengetreten. Keller fühlt sich durch Widmanns „frische Aufrichtigkeit, namentlich den jungen Zola-Priestern gegenüber“ [258]) erfreut. Er selbst hat das Treiben dieser Leute ja in der Tätigkeit Viggi Störtelers trefflich karikiert [259]).

255) KW. Bd. 6 S. 297.
256) „Das Schöne und die Kunst“ S. 277.
257) EF. Bd. 2 S. 7.
258) BE. Bd. 3 S. 618.
259) KW. Bd. 3 S. 397.

Dieser zieht bekanntlich mit einem Notizbuch bewaffnet aus und beschreibt darin für etwaige literarische Fälle einfach das Nächste Beste, was er sieht: einen alten Baum, einen Pflock, worüber ein Kind eine tote Blindschleiche gelegt hat, ein ausgefahrenes Karrengeleise und schließlich ein armes Landmädchen, das ihn erklärlicherweise für verrückt hält. Vischer hatte von Kellers eigener Kunst gesagt, daß man den vielen kleinen Zügen anmerke, daß sie nicht aus Notizen geschöpft, sondern im Fluge geschossen seien (s. S. 29). Das ist ein Hieb gegen den Naturalismus, wie er ihn dichterisch mit größter Schärfe in „Faust 3. Teil" geführt hatte. Dort hieß es[260]):

„Standhaft erprobet im Kloakenwerke
Des Nasennerves ungewohnte Stärke
Der neuen Zeit Savonarola,
Herr Zola,
Und ruft der Klassizistenzunft zum Trutz:
Das wahrhaft Ideale ist der Schmutz!"

„Närrische Vorstellung." Verwandte Motive.

Die gemeinsamen Kunstprinzipien auf so verwandtem welt- und lebensanschaulichem Boden müssen auch eine Untersuchung ihrer poetischen Verwirklichung fruchtbar machen, die nach den von uns aufgestellten Gesichtspunkten verführe, also namentlich dem nun so inhaltsreich gewordenen „Realismus" bei Keller und Vischer nachspürte. Bei Vischer würde man die Belege in erster Linie aus der Pfahldorfgeschichte heranziehen müssen. Allerdings finden sich auch andere Stellen im „Auch Einer", die an Keller denken lassen. So namentlich die Episode der Cornelia[261]). Die ganze Szene wirkt aufgelockerter und lebendiger als je bei Vischer und erinnert in ihrer inneren naiven Freude an Keller: Man muß in der Stimmung etwa an den ersten Kuß des „Sinngedichts" (das allerdings noch nicht erschienen war) denken, wenn hier das Küssen so selbstverständlich vor sich geht und A. E. „mit einem Tone, woraus die helle Frohheit klang", ruft: „Und sie hat's erst nicht abgewischt!"

Dieses lichte Bild steht vereinzelt im „Auch Einer", wenn man die Pfahldorfgeschichte ausnimmt. Hier aber, wo sich der „Monolog" in die Form der objektiven Erzählung verhüllt, wo der stoßartige Bekenntnisstil A. E.s einem ruhig ironischen Erzählerton Platz macht, wird man sich eben in diesem letzteren mehr an Keller erinnert fühlen. Auch rein äußerlich läßt der Sprachton an Keller denken, weil Vischer, dessen Vorliebe für den Dialekt, für das „Aus der Quelle schöpfen" wir schon kennen, sich ebenfalls „zugute kommen läßt", was „von körnigem Altdeutsch"[262])

[260]) VW. Bd. 4 S. 81.
[261]) VW. Bd. 1 S. 114.
[262]) KrG. Bd. 6 S. 289.

noch im Volksmund lebt, und etwa ein Wort wie „Unsal" gebraucht. Neben den vielen dialektischen Wendungen tritt besonders die Vischer und Keller gemeinsame alemannische Vorliebe für Koseformen hervor, wenn Vischer bei kleineren Verrichtungen, Sigunes z. B., gern die Wörter „zierlich" und „gar anmutig" gebraucht.

Wir wollen es aber bei diesen Andeutungen, wohin die von uns aufgezeichneten Wege führen, belassen, um uns noch einem in sich geschlossenen Gebiete von Kellers und Vischers Kunst zuzuwenden, das wir noch nicht als beiden gemeinsam dargetan haben. Wir hörten wohl, daß Keller ein besonderes Talent in der Sphäre der „närrischen Vorstellung" beweise und haben auch gesehen, welche Rolle der Humor in der Lebensanschauung der beiden spielt. In der Äußerung dieses Humors zeigen sie sich allerdings wesentlich unterschieden. Namentlich fehlt bei Keller ganz die Neigung zum Wortspiel, die Fischartsche Ader Vischers. Es treffen sich jedoch beide wieder auf jenem Gebiet der „närrischen Vorstellung". Vischer hat diesen Hang bei Keller erkannt und beim Namen genannt. Ihm selbst war er eingeboren, ja A. E. hat sogar eine „über daß Maß gehende Liebe zum Elemente der närrischen Vorstellung"[263]. Letztere ist eine willkürliche komische Durchbrechung der Wirklichkeit und Gesetzmäßigkeit. Sie kann aber, wie Vischer sagt, auf einer „ganz objektiven Beobachtung" beruhen[264]), z. B. auf einem lächerlich wirkenden akustischen Eindruck. Wenn dieser Eindruck in seiner Lächerlichkeit, auch nachdem man den dahintersteckenden Sinn aufgenommen, noch gehegt wird, dann zeigt sich eben daran die Neigung zur närrischen Vorstellung. Vischer gibt für diese Spielart des Humors ein Beispiel aus dem „Grünen Heinrich", wie an einem stillen Sonntagsmorgen Heinrich, während alle anderen in der Kirche sind, am Fenster steht und lauscht[265]): „Die abgebrochenen Töne der Predigt, welche durch einen offenen Fensterflügel sich in die Gegend verloren, klangen seltsam und manchmal wie Hollaho! manchmal wie Juchhe! oder Hopsa! bald in hohen Fisteltönen, bald tiefgrollend, jetzt wie ein nächtlicher Feuerruf und dann wieder wie das Gelächter der Lachtaube." Vischer gesteht, daß er bei dieser Stelle „laut auflachen mußte", und das wirft ein besonderes Licht auf eine Episode im „Auch Einer"[266]). In einer Gesellschaft muß A. E. zuhören, wie der Choral „Wie groß ist des Allmächtgen Güte" gesungen wird, ein Bekannter, ein freisinniger Pfarrer, singt besonders gefühlsinnig und seelenvoll die Zeile: „Der mit verhärtetem Gemüte", in der zwei ausdrucksvolle Noten gerade auf die bedeutungslosen Biegungssilben des Wortes „verhärtetem" fallen. Der

[263]) VW. Bd. 2 S. 86.
[264]) KrG. Bd. 6 S. 278.
[265]) KW. Bd. 1 S. 288.
[266]) VW. Bd. 2 S. 37 f.

Pfarrer schwelgte förmlich in diesem gefühlten „tetem". A. E. bekam einen Lachkrampf und mußte ausbrechen, entwischen, abstürzen. Den Geistlichen nannte er nur noch „Tetem". Da haben wir also die närrische Vorstellung wieder auf genau derselben Grundlage objektiver Beobachtung, für die vielleicht sogar jenes Beispiel im „Grünen Heinrich" Vischers Ohr geschärft hatte. Die Tetem-Geschichte hat auf Keller anscheinend genau so gewirkt, wie jene andere auf Vischer. Ich glaube wenigstens, daß, wenn nun auf einmal in seinen Briefen der Ausdruck „mit verhärtetem Gemüte" auftaucht[267]), dies eine Reminiszenz aus dem „Auch Einer" ist.

Keller ist reich an frei ausgesponnenen närrischen Vorstellungen. Vischer hebt in den Nachbemerkungen zur Studie die „köstlichen Belege" hierzu in dem Anfang des „Dietegen" hervor und meinte damit wohl vor allem die Schilderung, wie die Seldwyler die Ruechensteiner mit einem riesigen Pinsel und einem Topf schwarzer Farbe bekriegen und in die Flucht schlagen[268]).

Eine wirksame närrische Szene bei Vischer ist die Pfahlvolkmusik und ihr toller Ausgang[269]). „Die Sänger und Musiker lagen halb ohnmächtig am Boden, der Rätscher wirbelte taumelnd im Kreis, der Geisbub wälzte sich, mit Todesschweiß bedeckt, in epileptischen Krämpfen, der Arme hatte sich des Guten zuviel zugemutet." Wenn wir hier an Jean Pauls Orchesterprügelszene in den „Flegeljahren" denken und noch die durch die staubigen Straßen mit ihrem Anhang sich wälzenden gerechten Kammacher dazuhalten, dann liegt in dieser Seite des Humors sichtlich eine Verbindung Kellers, Vischers und Jean Pauls miteinander.

Vischers Nachbemerkung zur Studie kam gerade im richtigen Augenblick mit ihrer erneuten Betonung von Kellers „närrischer Kunst" heraus. Storm und Heyse hatten nämlich die Szene des „Sinngedichts", wo die Sippe der armen Baronin an Kuhschwänzen hinter dem Winzerzug beim Hochzeitsfest hergezogen wird, angegriffen. Nun konnte Keller sich wegen dieses Übels auf Vischer berufen[270]), was er sehr bescheiden tat: „Vischer definiert es als ‚närrische Vorstellungen' und scheint ihm eine gewisse Berechtigung zuzugestehen."

Auf weitgehende Ähnlichkeit von Motiven bei Keller und Vischer hat uns also schon die „närrische Vorstellung mit zugrunde liegender objektiver Beobachtung" hingewiesen. Der Schluß unserer Betrachtungen aber möge zeigen, daß wir imstande sind, eine noch engere Verbindung beider durch ein und dasselbe Motiv nachzuweisen.

---

[267]) BE. Bd. 3 S. 380.
[268]) KW. Bd. 3 S. 469 f.
[269]) KW. Bd. 1 S. 333.
[270]) BE. Bd. 3 S. 396.

Gottfried Keller hat in die zweite Fassung des Romans die Gestalt des Peter Gilgus neu eingeführt[271]): ein „weggelaufener Schullehrer und ein Apostel des Atheismus, der im wörtlichen Sinne ausgezogen war, die Welt zu sehen und zu genießen, nachdem der liebe Gott aus derselben weggeschickt worden war". Die wichtigsten Züge dieses Menschen aber ergeben das Bild einer episodischen Figur Vischers. Im „Auch Einer" kommt eine Gestalt vor, die für das Denken A. E.s sehr wichtig ist: „ein Dilettant im Atheismus". Dieser, der Krämer von Bracknitz[272]), ist ihm Beispiel dafür, wie „dem Pessimismus noch ein Rest von Theismus nachgehe. Man sieht große Übel in der Welt, negiert einen persönlichen Gott, meint aber doch jemand verantwortlich machen zu müssen und stürzt in die Narrheit, ihn heimlich zu glauben, aber für einen schlechten Kerl zu halten". Ein solcher heimlicher Theist ist der Krämer von Bracknitz. Wichtig für uns ist, wie das bei ihm zutage tritt. „Er hatte ein Lädchen zu ebener Erde, zwei Stufen unter der Richthöhe der Straße. Wenn der Bach anschwoll, lief ihm das Wasser herein, er mußte dann mit dem ganzen Kram in den ersten Stock ziehen. Pflegte, wenn's lange regnete und das Übel drohte, zum Himmel hinauf zu sehen und boshaft zu sagen: ‚nun ja, ich kann dir ja den Gefallen tun, wenn es durchaus sein soll!' Einmal als er hinaufziehen gemußt, stellt er sich ans Fenster und brummt, in den Regenhimmel hinaufblickend: ‚Dir geh ich noch mehr zum Abendmahl!'"

Auch Peter Gilgus' Unglaube ist „latenter Theismus", der sich auf genau die gleiche Art enthüllt. Wenn es schönes Wetter ist, denkt er nicht an Gott. Aber „das hinderte ihn jedoch nicht, sobald eine anhaltende Kälte oder ein langes Regenwetter eintrat, sehr ungehalten zu werden und einen persönlichen Groll mit altherkömmlichen Fluchworten zu äußern, wie man sie nur gegen persönlich existierende Urheber von widerwärtigen Wirkungen braucht"[273]).

Diese Züge sind zweifellos — wenn auch nicht bewußt — dem Krämer von Bracknitz entliehen. Es ist auch rein chronologisch nichts da, was dieser Behauptung widerspräche. Keller hat sich für den „Auch Einer" ja bereits am 15. November 1878 bedankt, die Arbeit am vierten Band der neuen Fassung lag damals noch vor ihm. Ja sogar Ende Januar 1879 erzählt er Heyse noch[274]): „Inzwischen muß ich mich noch einige Wochen unsichtbar in München herumtreiben, mit dem ‚Grünen Heinrich' nämlich, der zu einer neuen Ausgabe gelangt." Da also damals die Ausführung der fraglichen Episode noch gute Weile hatte, so ist es sicher, daß der „Peter Gilgus" in seinen wichtigsten Zügen von Vischer stammt.

---

271) KW. Bd. 2 S. 433 ff.
272) VW. Bd. 2 S. 112, 217.
273) KW. Bd. 2, S. 434.
274) BE. Bd. 3 S. 292.

Lebenslauf.

Verfasser ist geboren am 26. Dezember 1902 zu Saarbrücken. Er absolvierte in den Jahren 1913 bis 1922 das dortige Ludwigs-Gymnasium. Seit Ostern 1922 studierte er in München, und zwar hauptsächlich Germanistik, romanische Philologie und mittlere und neuere Geschichte. Er besuchte Vorlesungen und Seminare der Herren Dozenten: Baeumker †, Becher, Hellmann, Huber, Joachimsen, v. Kraus, Kutscher, Muncker †, Oncken, Pauli, Rose, Schick, Voßler, Wölfflin.